

Deutschlandfunk

Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk Nova

# DENKFABRIK EINE WELT 2.0 DEKOLONISIERT EUCH!

Eine Initiative von Deutschlandradio  
und seinen drei Programmen





## QR-Codes

In dieser Broschüre finden Sie QR-Codes, die Sie zu weiterführenden Informationen auf unseren Webseiten leiten. Scannen Sie diese Codes einfach mit Ihrem Smartphone. Um herauszufinden, ob Ihr Gerät QR-Codes lesen kann, öffnen Sie die Kamera-App und halten Sie die Kameralinse ruhig in Richtung des Codes. Wenn das Scannen nicht möglich ist, müssen Sie diese Option in den Einstellungen Ihres Gerätes aktivieren.

## Impressum

### Herausgeber

Deutschlandradio  
Körperschaft des öffentlichen Rechts  
Raderberggürtel 40, 50968 Köln

deutschlandradio.de/denkfabrik  
denkfabrik@deutschlandradio.de

### Bildnachweis

Marius Rehmet (Umschlag), Bettina Fürst-Fastré (S. 4), picture alliance/  
NurPhoto/Giulia Spadafora (S. 7), I. Haas (S. 8-9), Stefanie Kulisch (S. 11, 12),  
Christian Sülz (S. 16), Philip Bartz/VolkswagenStiftung (S. 20), Ozoz Sokoh/  
Ayobami Ogungbe, imago images/Andreas Friedrichs, imago images/Anka  
Agency International, imago images/epd, Aminata Touré/Alina Schessler  
(S. 26-27), Vera Marušić (S. 29), akg-images/Science Source (S. 32-33),  
Chrissie Salz (S. 34-35, 37), UHH/Dingler (S. 39), picture alliance/New-  
scom/Brian Villanueva (S. 41), Underwood Archives/Getty Images (S. 42),  
Brigitte Friedrich (S. 45), Wikipedia/[https://commons.wikimedia.org/wiki/  
File:Deutsche\\_kolonien\\_1885.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Deutsche_kolonien_1885.jpg) (S. 48), Jann Höfer (S. 50), Selma Nayin  
(S. 54-55, 61), David Ertl (S. 56), Goethe-Institut/Loredana La Rocca (S. 63),  
The Hispanic Society of America/Schindler 39 NN 42196 (S. 64), Julia Tiekö  
(S. 66), Veye Tatab (S. 69) Moshtari Hilal (S. 70-71, 80-81), Rebecca Sumy  
Roth (S. 77), Simon Detel (S. 82), imago images/Ikon Images (S. 85), pictue  
alliance/dpa/Boris Roessler (S. 86), EyeEm (S. 90-91)

### Layout

Deutschlandradio Service GmbH

### Stand

Dezember 2020

KAPITEL 1

**DIE  
DENKFABRIK  
UNTERWEGS**

SEITE 8

KAPITEL 2

**NUR WER WEISS,  
WOHER ER KOMMT,  
WEISS, WOHIN ER GEHT**

SEITE 32

KAPITEL 3

**PLÄDOYER FÜR  
EINEN PERSPEKTIV-  
WECHSEL**

SEITE 54

KAPITEL 4

**NACHDENKEN ÜBER  
DEN JOURNALISMUS,  
SPRACHE, UNS SELBST**

SEITE 70



Liebe Leserinnen und Leser,

haben Sie sich schon einmal gefragt, welche Namen die Menschen in ihrer Heimat jenen exotischen Pflanzen gegeben haben, die wir heute in Botanischen Gärten bestaunen, bevor westliche Wissenschaftler sie nach Europa mitnahmen und ihnen einen lateinischen Namen gaben?

Wenn aus Humboldts Seekanne, der *Nymphoides humboldtiana*, wieder die *Yvoty mboporã pónhuregua* wird, die „Fünfblättrige Blume des Geistes der Felder und Wälder: Du wirst eines Tages fortgehen, aber ich nicht“, wie die Pflanze in der Sprache der Guarani heißt, dann öffnet sich der Blick auf eine Welt jenseits der westlichen (Sprach-)Ordnung.

Dieses Beispiel westlicher Besitznahme, über das Sie in dieser Publikation noch mehr erfahren werden, mag keine direkten Auswirkungen auf die Leben vieler Menschen gehabt haben, andere dafür umso mehr. Auswirkungen, die seit Jahrhunderten bis heute spürbar sind.

Mit dem Thema unserer diesjährigen Denkfabrik „Eine Welt 2.0 – Dekolonisiert Euch!“ wollten wir diesen Folgen nachspüren. Was ist auch bei uns von der kolonialen Vergangenheit geblieben – in Gesellschaft, Wirtschaft, Sprache und den Medien? Durch den gewaltsamen Tod des US-Amerikaners George Floyd und die Proteste der Black Lives Matter-Bewegung ist die Aktualität dieses Themas der Welt noch einmal schmerzhaft bewusst geworden.

Wir haben 2020 viel diskutiert, durch Corona leider weniger bei Veranstaltungen mit unserem Publikum als geplant. Die Reaktionen auf unsere Beiträge, Serien und Sendungen haben uns aber gezeigt, dass wir einen Nerv getroffen haben.

Ich hoffe, Sie finden die in dieser Publikation versammelten Beispiele genauso interessant und anregend wie wir. Und wenn Sie mehr über dieses Thema und unsere Denkfabrik erfahren wollen, dann können Sie weiterlesen und -hören auf [deutschlandradio.de/denkfabrik](http://deutschlandradio.de/denkfabrik).

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Ihr Stefan Raue  
Intendant Deutschlandradio

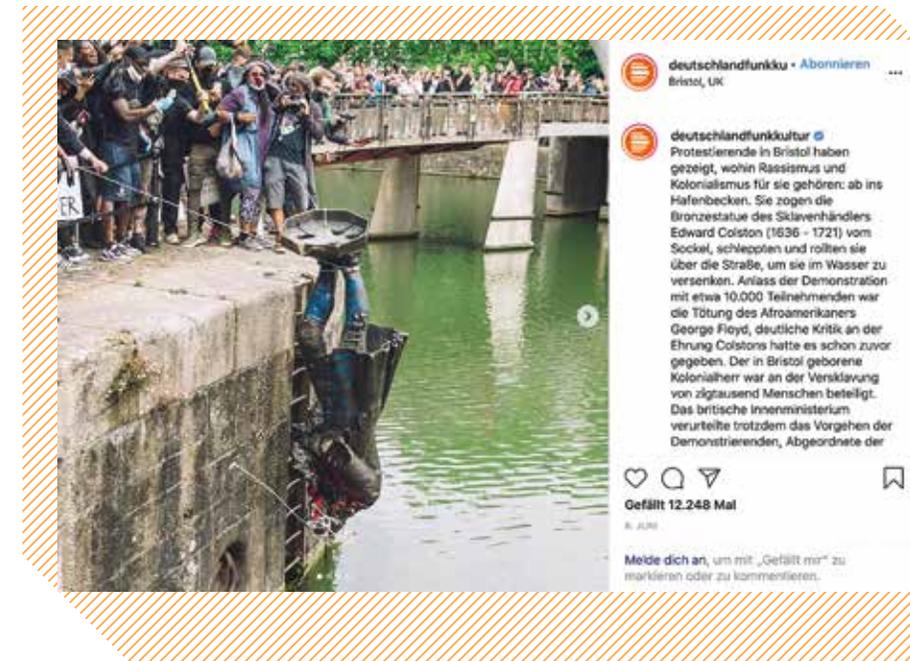
## WAS FÜR EIN DENK- WÜRDIGES THEMA!

Als alle Stimmen ausgezählt waren, waren wir überrascht. Und ein bisschen ratlos. Die Auswahl unserer Hörerinnen und Nutzer war zwischen vier starken Themen auf „Eine Welt 2.0 – Dekolonisiert Euch!“ gefallen.

Je weiter das Jahr voranschritt, umso vertrauter und wichtiger wurde uns das Thema. Und es wuchs von Woche zu Woche. Mit der aufgeregten Debatte um den kamerunischen Historiker und Postkolonialismus-Theoretiker Achille Mbembe. Mit dem gewaltsamen Tod von George Floyd und der Black Lives Matter-Bewegung. Dem Anschlag von Hanau. Der Diskussion um die Umbenennung von Straßennamen, wenn sie koloniales Unrecht verharmlosen oder heroisieren. Unsere Hörerinnen und Nutzer hatten offensichtlich ein gutes Gespür, als sie sich für dieses Thema entschieden.

Auch wir selbst mussten erst einmal für uns das Thema sortieren, uns klar werden, was dazugehört, was zu sehr abschweift und welche Fragen wir stellen wollten. Zu den Folgen einer kurzen Kolonialzeit, zu Machtstrukturen, die bis heute ihre Wirkung entfalten. Schnell war uns klar, wie wichtig es auch hier ist zu verstehen, woher man kommt – und dass der Perspektivwechsel in diesem Jahr eine besondere Rolle spielen würde. Nicht nur in der „Corso“-Serie „Durch deine Augen“, die ergründet, was es braucht, um einander besser zu verstehen.

Die Denkfabrik will die großen Themen der Zeit diskutieren, nicht im Elfenbeinturm, sondern im direkten Austausch mit unserem Publikum, durchaus kontrovers, aber immer im Respekt vor der Meinung des anderen. Die Denkfabrik wollte im Jahr 2020 vor allem eins sein: unterwegs, vor Ort, bei Ihnen. Dann kam Corona. Während die zahlreichen guten Ideen für unsere drei Programme umgesetzt wurden, mussten wir viele Planungen und Ideen für Veranstaltungen einstampfen – Ideen für Live-Sendungen und Diskussionsrunden vor Ort mit Publikumsbeteiligung, für ein Barcamp, unseren Hörsessel, den wir



mitnehmen wollten, ein interaktives Quiz. Und uns stattdessen der Frage widmen, wie die Denkfabrik auch unter diesen Umständen im Austausch mit dem Publikum bleiben konnte. So entstand etwa die Idee zu einem Lesekreis, in dem ein gemeinsam ausgewähltes Buch anschließend gemeinsam gelesen wurde.

Auf den folgenden Seiten finden Sie einen kleinen Ausschnitt von dem, was uns zu „Dekolonisiert Euch!“ eingefallen ist. Von der Politik über die Wirtschaft und den Sport bis hin zu künstlerischen Klanginstallationen. On Air, in der Audiothek, in Instagram, im Programmheft, in Podcasts. In Interviews, Essays, Diskussionen, Lesungen. Ein Buch zum Lesen, zum Schauen, zum genüsslichen Blättern – und zum Hören. An vielen Stellen finden Sie QR-Codes, die Sie zum jeweiligen Beitrag bringen.

Was für ein spannendes, lehrreiches Denkfabrikjahr, aus dem wir alle verändert hervorgehen – von der Werkbank, an der fünfzehn Kolleginnen und Kollegen aus allen Bereichen des Hauses regelmäßig stehen und die Denkfabrik begleiten, über Redakteurinnen und Redakteure und die Verwaltung bis hin zum Intendanten.

Viel Spaß beim Blättern, Schauen, Lesen – und Hören!



KAPITEL 1

# DIE DENKFABRIK UNTERWEGS

Deutschlandfunk Kultur, Radiokunst, Klanginstallation im Botanischen Garten

## NATUR. NACH HUMBOLDT

Auf den ersten Blick sieht sie aus wie eine zarte Seerose. Mit ihren filigranen Blüten bevölkert sie Sümpfe und Wasserflächen in Südamerika. Die westliche Wissenschaft nennt sie: *Nymphoides humboldtiana*, Humboldts Seekanne. Mindestens ebenso gut steht ihr aber der Name *Yvoty mboporã pónhuregua*: „Fünfblättrige Blume des Geistes der Felder und Wälder: Du wirst eines Tages fortgehen, aber ich nicht.“ Diese Bezeichnung stammt von dem Guarani-Lehrer Maximino Rodrigues. Seine Vorfahren lebten in Südamerika, lange bevor Humboldt dort auftauchte.

Für die Klanginstallation „You Will Go Away One Day But I Will Not“ suchten die Künstlerin Maria Thereza Alves und die Komponistin Lucrecia Dalt nach indigenen Namen für die Pflanzen im Botanischen Garten Berlin. Mit ihrer Arbeit öffneten sie einen Raum für die vielschichtigen Stimmen des Urwalds – organisch und anorganisch, menschlich und nicht-menschlich, spekulativ und real. Dabei zeigten sie auch, wie diese Stimmen durch europäische Kolonisatoren zum Schweigen gebracht wurden.

Das Klangerlebnis im Tropenhaus des Botanischen Gartens entstand mithilfe des immersiven Audiosystems usomo: Während die Besuchenden mit Kopfhörern durch das Tropenhaus gingen, erfassten die Geräte ihre Positionen für eine individuelle räumliche Hörerfahrung. So komponierten die Besuchenden durch die Bewegung im Raum ihre jeweils eigene Hörerfahrung. Die Sound-Künstlerin Lucrecia Dalt schuf für die Arbeit erstmals eine nicht-lineare Komposition: Anhand rhythmisch sequenzierter Muster der verschiedenen Stimmen des Waldes komponierte sie ein Klangstück in ständiger Veränderung, inspiriert von der turbulenten, unberechenbaren und vielfältigen Natur.

Ausgangspunkt für die Kooperation waren das Jahresthema „Naturgemälde“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zum Humboldt-Jahr und das Thema der Denkfabrik im Deutschlandradio „Eine Welt 2.0 – Dekolonisiert Euch!“. Auf Initiative der Abteilung Radiokunst im Deutschlandfunk Kultur beteiligten sich auch CTM Festival, Junge Akademie, Botanischer Garten und Botanisches Museum an dem Projekt.

Marcus Gammel, Abteilungsleiter Radiokunst, Deutschlandfunk Kultur



Seit Jahrhunderten benennen Wissenschaftler Lebewesen mit lateinischen Namen. Nun forschen zwei Künstlerinnen (hier im Bild: die Komponistin Lucrecia Dalt) nach indigenen Bezeichnungen für Pflanzen aus dem Botanischen Garten in Berlin. Ihre 360°-Sound-Installation war vom 24. Januar bis zum 2. Februar 2020 zu erleben. Den Abschluss bildet eine „Art meets Science“-Matinee. Aufgrund der überwältigenden Resonanz wurde die Klanginstallation um zwei Wochen verlängert und erreichte vor Ort 15.000 Menschen. Deutschlandfunk Kultur sendete am 6. März eine Radiofassung der Arbeit.

## Die Künstlerin Maria Thereza Alves im Gespräch zu ihrer Arbeit

*In Ihrem Projekt benennen Sie Pflanzen um. Warum?* Im Tropenhaus des Botanischen Garten gibt es eine Pflanze, die nach Goethe benannt wurde. Und eine Pflanze, die nach dem deutschen Botaniker Hoffmann benannt wurde. Und eine mit dem Namen des Landschaftsarchitekten Roberto Burle Marx. Aber es gab keine Pflanzen mit den Namen indigener Führer oder Aktivisten. Ich habe mich gefragt: Wieso ist das so einseitig? Vor allem, weil es sich um Pflanzen aus den Regionen indigener Menschen handelte. Also habe ich mir einen Weg überlegt, die Geschichte hineinzubringen, die normalerweise außen vor gelassen wird: Die Umbenennung der Pflanzen durch Europa.





**Wie haben Sie das gemacht?** Ich habe mit den Guaraní aus Grosso do Sul in Brasilien gesprochen, mit denen ich seit 1980 arbeitete und gefragt, ob sie daran interessiert wären, daran mitzuarbeiten, den Botanischen Garten zu dekolonisieren. So weit wie das möglich ist. Sie waren sehr interessiert.

**Welche Pflanzen wurden beispielsweise umbenannt?** Insgesamt sind es sechs- und zwanzig. Es gibt eine Pflanze, die auf Latein „*Costus cuspidatus*“ heißt. Der Guaraní-Name lautet „Temity-gue apere ñemopu'ã“. Zu Deutsch: „Pflanze mit der

Blume voll Essenz, die den Menschen bessert. Es ist eine Pflanze, die durch ihre farbenreichen Blüten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zieht, die durch Selbstverschulden hervorgerufene schwere Zeiten durchleben.“

**Der Titel der Arbeit, die Sie gemeinsam mit Lucrecia Dalt im Botanischen Garten zeigen, lautet „You Will Go Away One Day But I Will Not“. Was ist die Geschichte dahinter?** Die Arbeit ist benannt nach einer Pflanze, die nicht im Botanischen Garten steht. Aber weil diese Ausstellung sich Humboldt widmet, habe ich eine

## Nymphoides humboldtiana

Yvoty mboporã  
pónhuregua

Fünfblättrige Blume des Geistes der Felder und Wälder: Du wirst eines Tages fortgehen, aber ich nicht.

Pflanze gesucht, die nach ihm benannt ist. Die „*Nymphoides humboldtiana*“, wie sie auf Latein heißt, stammt aus Peru. Ich arbeite mit Guaraní, die leben dort nicht. Ich habe mit den Guaraní gesprochen und gesagt: Ich weiß, dass diese Blume nicht aus eurer Region ist. Sondern von etwas weiter nördlich. Aber ich würde sie gerne verwenden. So erhielt sie den Namen „Fünfeckige Blume, die das Wesen der Felder und Wälder widerspiegelt. Du wirst eines Tages fortgehen, aber ich nicht“.

**Sie arbeiten schon sehr lange mit Guaraní-Gruppen. Wie hat dieser künstlerische Prozess begonnen?** Ich war eine der ersten in meiner Familie, die an der Universität studiert hat. Und habe mich dann gefragt, was ich studieren könnte, damit es meinen Leuten nützt. Also widmete ich mich Fragen der Menschenrechtsverletzung indigener Gruppen und ging zum International Indian Treaty Council. Ich wollte schon immer die Anführer der Guaraní-Community kennenlernen. Ein Teil meiner Familie ist Guaraní, ein anderer Teil ist aus

## Calathea zebrina

Rogue-pe parã  
ho'ysavy apere  
y'uhe'í

Pflanze, die starb und dabei den Namen eines gestreiften Tieres mit sich nahm.

# Begonia oxyphylla

Hoguerõ kulata  
jova'i pira ungue

Blatt von den Ufern  
des Sees, geboren aus  
totem Fisch.

# Hillera latifolia

Hoguerõ chukka

Langes Blatt, stellt einen Jungen  
auf dem Weg zum Erwachsenen  
dar. Es gibt keine Blume, weil die  
Pflanze stets wächst.

Paraná. Ich habe mich mit Marçal Tupã-i in Mato Grosso do Sul getroffen. Er ist eigentlich aus dem Reservat Jaguapiru. Aber er wurde durch die brasilianische Regierung von seiner Familie getrennt und ins Exil in ein anderes Reservat gezwungen, weil er Aktivist war. Ich habe mit ihm gesprochen, weil ich mit dem International Indian Treaty Council eine nationale indigene Organisation gründen wollte. Er sagte dann, dass so eine Organisation gerade gegründet wurde. Aber das stand nicht in den Zeitungen, weil diese Informationen dort nicht landen. Ich dachte dann wow, was soll ich jetzt machen?

*Und was haben Sie gemacht?* Internationale Politik studiert. Ich bin auch Künstlerin. Und ich betrachte Kunst oder Politik nicht als verschiedene Kategorien.

*Wie ist die Situation in dem Reservat, mit dem Sie gearbeitet haben?* Es ist sehr hart. Am 3. Januar kam die Polizei in das Reservat und erschoss sechs Personen. Einer wurde in ein Notfallkrankenhaus mit rassistischem Personal gebracht, das sagt, das Krankenhaus sei für Weiße. Wenn man also nicht von der Polizei erschossen wird, lan-

det man dort. Das Gebetshaus im Reservat wurde durch Brandstiftung vernichtet. Dieses Haus ist sehr wichtig, als Kulturzentrum. Dort kommt nachts die ganze Gemeinschaft zusammen. Die Kinder spielen, die Teenager machen Musik. Es ist ein sehr starker Bezugsort im Alltag. Nachdem Bolsonaro gewählt wurde, kamen weiße Farmer in das Reservat, schossen und verwundeten 15 Menschen. Das ist die aktuelle Situation in dem Reservat, das all diese erstaunlichen Songs hervorgebracht hat. Sie haben uns erlaubt, 30 Lieder für die Arbeit im Botanischen Garten zu verwenden. Einige davon wurden in einem neuen Gebetshaus produziert. Sie nehmen am internationalen Kunstdiskurs teil, während Siedler auf sie schießen.

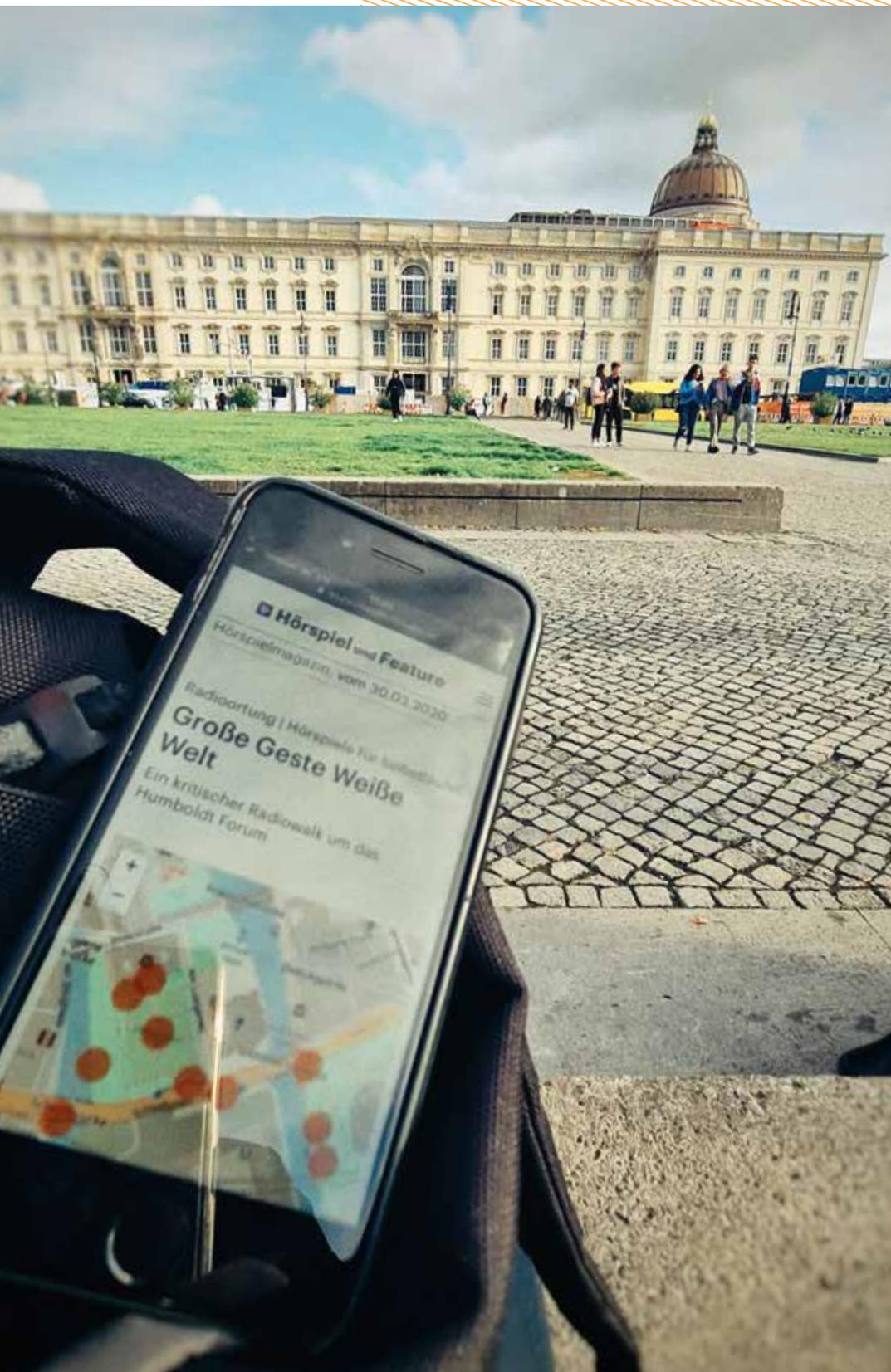
*Sollen alle Pflanzen ihre ursprünglichen Namen zurückbekommen?* Ich denke, wir sollten die Gemeinden fragen, wie sie sich wünschen, dass man damit umgeht. Fragen Sie die Menschen, die dort leben.

Die Fragen stellte Caren Miesenberger, freie Mitarbeiterin  
Online/Multimedia, Deutschlandfunk Kultur

# Costus cuspidatus

Temity'gue apere  
ñemopu'ã

Pflanze mit der Blume voll Essenz, die den Menschen bessert. Es ist eine Pflanze, die durch ihre farbenreichen Blüten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zieht, die durch Selbstverschulden hervorgerufene schwere Zeiten durchleben.



Deutschlandfunk Kultur, Radiokunst, Mit Kopfhörer und Smartphone rund um das Berliner Stadtschloss

## GROSSE GESTE WEISSE WELT

Im September 2020 sollte das Humboldt Forum im wieder aufgebauten Berliner Stadtschloss seine Pforten öffnen. Doch daraus wurde nichts. Die Pandemie machte den Verantwortlichen einen Strich durch die Rechnung. Der Radiowalk „Große Geste Weiße Welt“, geplant als kritisches Beiboot zur Eröffnung, konnte aber glücklicherweise stattfinden. Unter freiem Himmel und mit viel Abstand liefen bei der Veranstaltung Ende September geladene Hörer\*innen einmal um das

Ist das umstrittene Ausstellungskonzept des Humboldt Forums noch zeitgemäß?

Humboldt Forum und lauschten den Hörspielminiaturen des Autors Lorenz Rollhäuser. Angekommen im aktuellen Diskurs um Dekolonisierung, Raubkunst und Restitution scheint es zumindest widersprüchlich in einem nachgebauten Hohenzollernschloss Teile einer 500.000 Objekte zählenden ethnologischen Sammlung zu zeigen, die teilweise auf vielkritisierten Wegen nach Deutschland kamen. Die berühmten Berliner Bronzen beispielsweise sind in deutschen ethnologischen Museen eine Attraktion. Dass sie 1897 von britischen Truppen aus dem heutigen Nigeria geraubt wurden, war lange kein Thema. Wem gehören die Bronzen wirklich? Steckt womöglich postkoloniale Ignoranz in der aktuellen Ausstellungsplanung? All diese Aspekte beleuchtet der Radiowalk „Große Geste Weiße Welt“ genauer. Autor Lorenz Rollhäuser hat rund um das Schloss eine Reihe akustischer Miniaturen platziert, die mit Hilfe der „Radioortung“-App auf dem Smartphone gehört

werden können. Viele Akteur\*innen, die mit den geplanten Ausstellungen im Humboldt Forum in Verbindung stehen, kommen zu Wort. Nachfahren der Herero und Nama sind ebenso zu hören wie der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Hermann Parzinger, die Künstlerin und Theoretikerin Grada Kilomba oder der international arbeitende Kurator Bonaventure Soh Bejeng Ndikung. Die Provenienzforscherin Christine Howald äußert sich zu den asiatischen Sammlungen und Künstlerinnen aus Lateinamerika positionieren sich zu den peruanischen Artefakten in der Ausstellung. Gad Shiyynuy, ein Berliner aus Kamerun und Angehöriger des Volks der Nso, erzählt, wie er in den Dahlemer Depots die wichtigste und identitätsstiftende Statue seines Volkes entdeckte, die 1901 von deutschen Kolonialtruppen geraubt wurde. Natürlich kommen auch die Befürworter des Schlossneubaus zu Wort. Und schließlich kommt die Stadtforscherin und Aktivistin Noa K. Ha zu dem radikalen Schluss, dass es im Grunde nur eine Möglichkeit gebe: Das Schloss muss wieder abgerissen werden.

*Katrin Moll, Redakteurin Radiokunst, Deutschlandfunk Kultur*

Noa K. Ha:

*Das Gebäude mit dem Inhalt, mit dem ganzen Prozess ist eigentlich eine Rekolonisierung, eine koloniale Geste, und insofern ist nicht die Frage, was wir an den Inhalten darin verändern können, das wird die große koloniale Geste als solche nicht abschaffen.*

Sprecher:

Noa K. Ha forscht zu Raum und Gesellschaft am Zentrum für Integrationsstudien der Uni Dresden.

Noa K. Ha:

*Daher denke ich, das Humboldt Forum sollte man abbauen. Und das als einen Anfangspunkt eines Prozesses der Dekolonisierung begreifen.*

Sprecher:

*Es war immer mitten im Sommer, die Tage der Offenen Baustelle, an denen das Volk geladen war, das wachsende Werk zu bewundern. Und sie kamen in Massen. Ältere Herrschaften hauptsächlich, und gar nicht zum Meckern aufgelegt.*

Besucher:

*Ich bin insgesamt, von der ganzen Konzeption, begeistert.*

*Und wir freuen uns als Berliner.*

*Ist schön für Berlin, und notwendig für Berlin.*

*Das musste so sein, das gehört zu Berlin.*

*Bin ich ganz begeistert.*

*Phänomenal ...*

*Freu mich über jeden Baustein und bin glücklich.*

*Wunderbar! Wunderbar!*

Bonaventure Soh Bejeng Ndikung:  
*Es könnte das wichtigste Projekt Europas sein, wenn man die richtigen Leute an Bord hat, und ein Konzept dafür hat.*

Sprecher:

Bonaventure Soh Bejeng Ndikung, international arbeitender Kurator und Leiter des Ausstellungsraums Savvy Contemporary in Berlin.

Bonaventure Soh Bejeng Ndikung:  
*Mir fehlt, und nicht nur mir, eine klare Idee, was das sein sollte und wer das macht. Es geht sowieso gar nicht, dass Institutionen heutzutage noch von rein weißen Männern sozusagen besetzt werden in einer Gesellschaft wie in Berlin, wo einer von drei oder vier Leuten kommt von irgendwo anders. Die Frage ist tatsächlich: Wer macht was? Es geht nicht um die Leute, die da rumputzen, sondern um die Leute, die die kuratorische Entscheidungsmacht haben.*



## RÜCKBLICK AUF DREI GESPRÄCHE ZUR DEKOLONISIERUNG

Eine erste Reaktion auf das Wort „Dekolonisierung“, die mir vor einem Jahr häufig begegnet ist, war die Frage: ob das Thema überhaupt kontrovers sei, ob es sich nicht schon um 1960 erledigt habe, als die afrikanischen Staaten in die Unabhängigkeit aufbrachen? Und dann kamen 2020 neue Diskussionen um die Rückgabe afrikanischer Kulturgüter aus europäischen Museen auf, ein neues Ringen um Reparationen für den deutschen Völkermord an den Herero und Nama, im Herbst wurde über den Begriff „Rasse“ im Grundgesetz gestritten, nicht nur in den USA bekam die „Black Lives Matter“-Bewegung neuen Auftrieb; Denkmäler stürzten, ehrene Figuren wie Bismarck stehen seitdem neu zur Debatte.

Auch in jenen Sendungen, die Fragen aufwarfen, die nicht die Tagesaktualität auf die Agenda setzten, war der Gesprächsbedarf groß – wie in jenen Diskussionsrunden, die Deutschlandfunk Kultur gemeinsam mit der VolkswagenStiftung ausrichtete. Zusammen mit dem Kooperationspartner hatte die „Diskurs“-Redaktion zu drei Terminen exquisite Gäste zusammengebracht: die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy und die britisch-deutsche Autorin Sharon Dodua Otoo, den aus Kamerun stammenden Hamburger Erziehungswissenschaftler Louis Henri Seukwa und den Hamburger Historiker Jürgen Zimmerer, die Kuratorinnen Christiane Bürger und Mareike Späth, die Historiker\_innen Gesine Krüger und Andreas Eckert. Die versammelte Expertise ging aus von der Notwendigkeit von weiterer Dekolonisierung. Aber die Vielzahl der Perspektiven erzeugte einen lebendigen Austausch.

Von den vielen erhellenden Gesprächsmomenten ragt in meiner Erinnerung einer heraus: ein Lachen aus dem vollbesetzten Saal – es war die Zeit vor der Pandemie –, Ende Januar im Schloss Herrenhausen in Hannover. Albert Gouaffo, Kulturwissenschaftler aus Kamerun, sprach über die Frage, wem jenes größte



Dinosaurierskelett gehört, das im Berliner Naturkundemuseum steht und dessen Knochen aus Tansania stammen. Seine Antwort: Darüber müsse verhandelt, jedenfalls die Herkunftskultur gefragt werden. „Und wenn sie sagt, wir brauchen den Dinosaurier hier, dann glaube ich, Deutschland muss einfach mal gehorchen. Und wenn die Deutschen den Dinosaurier besichtigen wollen, dann bitte in Tansania.“ Lachen. Ein freundliches Lachen, begleitet von Beifall. Und zugleich zeigte es, dass die Idee, Verantwortliche aus Tansania und Deutschland würden heute so miteinander verhandeln können, dass die Vertreter der ehemaligen Kolonialmacht von „Deutsch-Ostafrika“ einmal klein begeben könnten, eben so wenig selbstverständlich ist, dass nicht Applaus oder Widerspruch, sondern Gelächter die spontane Reaktion ist.

Dieses „so wenig selbstverständlich“ gilt für viele Dinge, die in diesen Gesprächen thematisiert wurden. Zum Beispiel: Die Restitution von Kulturgütern und ihre praktischen Schwierigkeiten sind nur ein kleiner Teil in den komplizierten Beziehungen zwischen Afrika und Europa. Dazu gehören nicht zuletzt wirtschaftliche Verwerfungen, die sich spektakulär etwa in giftigen Müllhalden auf dem afrikanischen Kontinent zeigen. Die Beziehungen neu zu gestalten, auf Augenhöhe, ist vor allem eine Frage des politischen Willens. Und die Corona-Pandemie treibt Machtungleichheiten zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen ebenso wie zwischen unterschiedlichen Staaten schärfer hervor. Die drei Gesprächsrunden gehören zu den anregendsten, auch aufwühlendsten, die ich in diesem Jahr moderiert habe. Denn sie zeigen, dass der Imperativ „Dekolonisiert Euch!“ sich längst nicht erledigt hat.

### Europas koloniales Erbe in Afrika



Prof. Dr. Andreas Eckert  
Institut für Asien- und Afrikawissenschaften,  
Humboldt-Universität zu Berlin

Prof. Dr. Albert Gouaffo  
Professur für Literatur- und Kulturwissenschaft sowie interkulturelle  
Kommunikation, University of Dschang, Kamerun

Prof. Dr. Gesine Krüger  
Historisches Seminar, Universität Zürich

Dr. Christiane Bürger  
Kuratorin, Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

### Versöhnung gelingt nur durch Gerechtigkeit



Prof. Dr. Louis Henri Seukwa  
Professor für Erziehungswissenschaften,  
HAW Hamburg

Mareike Späth  
Kuratorin, Landesmuseum Hannover

Prof. Dr. Jürgen Zimmerer  
Kolonialismus/Postkolonialismus, Geschichte Afrikas an  
der Universität Hamburg

### Entkolonisiert Euch!



Prof. Dr. Bénédicte Savoy  
Professorin für Kunstgeschichte an der Technischen  
Universität Berlin

Katharina Oguntoye  
Historikerin und Gründungsmitglied der Initiative  
Schwarzer Menschen in Deutschland (ISD)

Sharon Dodua Otoo  
Schriftstellerin und Publizistin

Prof. Dr. Christian Geulen  
Professor für Neuere und Neueste Geschichte,  
Universität Koblenz-Landau

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, Lesekreis mit Hörerinnen und Hörern

## WENN DIE EIGENE HAUTFARBE nicht die Norm IST

Ungewöhnliche Umstände haben auch ihr Gutes: Sie regen neue Ideen an. So haben wir im März, als erstmals große Zusammenkünfte abgesagt werden mussten, beschlossen: Wir wollen mit unseren Hörer\*innen gemeinsam lesen und haben den „Les-

**Hörerinnen und Hörer und die Redaktion lasen gemeinsam: im Lesekreis der „Lesart“ zu Olivia Wenzels „1000 Serpentina Angt“ – ein Roman über Alltagsrassismus.**

art“-Lesekreis ins Leben gerufen. Zur Lektüre ausgewählt wurde in einer Abstimmung „1000 Serpentina Angt“, das Romandebüt von Olivia Wenzel. Eine junge Frau, der – abwesen-

de – Vater aus Angola, die Mutter Deutsche, wächst in Thüringen auf und erlebt dort, aber auch im Nachwende-Deutschland, beständigen, mal direkteren, mal subtileren Alltagsrassismus. Wie findet man seinen Platz in einer Gesellschaft, die einem aufgrund der Hautfarbe permanent signalisiert, dass man nicht die Norm ist? Und wie erzählt man darüber? Olivia Wenzel, 1985 in Weimar geboren, deren Biographie unverkennbare Nähe zu jener ihrer Protagonistin aufweist, findet hierfür eindrückliche, symptomatische Szenen: Das befreiende Gefühl der namenlosen Erzählerin etwa, als sie sich bei einem Besuch in New York traut, eine Banane auf der Straße zu essen, was ihr in Deutschland unmöglich scheint. Zudem überzeugt der Roman durch seine Form: kein geschlossenes, sondern ein offenes Erzählen, eine beständige Selbst- und Fremdbefragung.

Wiebke Porombka, Redakteurin Lesart, Deutschlandfunk Kultur

„Wir haben alle viel mehr das Bedürfnis nach Austausch. Dafür müssen wir ja gerade neue Formen des sozialen Miteinanders, der Kommunikation finden – und wir dachten uns, ein Lesekreis könnte ein solches Miteinander sein.“

Wiebke Porombka



„Sie sagt, das sei ein dreifaches Problem für sie: Erstens als Menschen mit Schwarzer Hautfarbe, weil da eine Affen-Metapher aufsteigt und sich darüber lustig gemacht werden kann. Zweitens, weil sie aus Ostdeutschland kommt und die Banane als Südfrucht für die wirtschaftliche Überlegenheit des Westens steht. Und dann drittens als Frau, weil sie sexuell konnotiert werden kann als Erniedrigung der Frau. Sie nimmt einen so sehr gut mit in ihr eigenes Bedeutungsgeflecht, das mir ansonsten weniger zugänglich wäre.“

Lesekreis-Teilnehmer Hannes Otto

„Was ich auch noch ganz interessant finde: Dass sie sich ja eigentlich gar nicht unbedingt mit dem Thema Rassismus auseinandersetzen will. Am liebsten würde sie, glaube ich, gar nicht darüber reden müssen, aber man merkt einfach: Es ist so präsent in ihrem Alltag.“

Wiebke Porombka

„Mich berührt, dass es eine Reise zu sich selbst ist der Ich-Erzählerin. Und dass trotz der traurigen Erfahrungen, die sie vor allem mit dem alltäglichen Rassismus macht, dass sie trotzdem diese Kreativität hat und so viele kraftvolle Bilder auch in ihrer eigenen Sprache entwickelt. Das gibt einem als Leser doch sehr viel Hoffnung, dass sie ihren eigenen Weg, ihren eigenen Lebensweg beschreitet. Und es macht sehr viel Spaß, sie dabei zu begleiten.“

Lesekreis-Teilnehmerin Susanne Schlesinger

Deutschlandfunk, Deutschlandfunk Kultur und Deutschlandfunk Nova

# DIE DENKFABRIK IN DEN SOZIALEN MEDIEN



deutschlandfunk • Abonnieren

deutschlandfunkkultur • Mit dem Kochlehrer gegen Kolonialismus! Das ist das Motto der nigerianischen Foodbloggerin Ozoz Sokoh. Sie ist eine der Teilnehmerinnen des #Latitude-Festivals für eine entkolonialisierte und antirassistische Welt, veranstaltet vom eipowerinstitut. Ozoz Sokoh zelebriert die nigerianische Küche samt ihrer Zutaten. Es herrsche das Klischee, die nigerianische Küche sei primitiv. Von wegen: "Wenn man auf die Struktur der Gerichte und die Kombination der einzelnen Zutaten schaut, hat es einen Platz auf jedem Teller weltweit verdient. Deswegen möchte ich die Menschen darauf aufmerksam machen, dass nigerianisches Essen sehr wertig und lecker ist. Ich will diese koloniale Mentalität, diese aralten Denkwesen

Gefällt 2.715 Mal

Melde dich an, um mit „Gefällt mir“ zu markieren oder zu kommentieren.



deutschlandfunk • Abonnieren

deutschlandfunk • Die deutsche Kolonialzeit wirkt bis heute nach. In unserer Denkfabrik wollen wir uns den Details über Bekehrung, Reparationen und Diskriminierung widmen. Deutschlandradio-Intendant Stefan Rau stellt den Kolonialismus immer noch als ein aktuelles Thema. Vier Themenvorschläge standen für die zweite Auflage der Denkfabrik zur Auswahl, mehr als 17.000 Stimmen wurden von Hörerinnen und Hörern abgegeben. Die Sonderausgabe des "Wochenendmagazin" gehört zu den ersten, die das Thema aufgreifen und vertiefen. Dabei legt der Fokus auf Deutschlands kolonialer Vergangenheit und ihrer heutigen Fortsetzung.

Gefällt 1.012 Mal

Melde dich an, um mit „Gefällt mir“ zu markieren oder zu kommentieren.



difnova • Abonnieren

difnova • Statuen von ehemaligen Kolonialherren oder Kriegsverbrechern - wie sollte damit umgegangen werden? In Bristol haben Demonstrant:innen die Statue von Edward Colston, einem ehemaligen Sklavenhändler, ins Wasser gestürzt. Auch in Deutschland gibt es noch einige problematische Denkmäler. Der Historiker Jürgen Zimmerer sagt: "So lange diese Denkmäler ungelassen stehen, wird dieses Weltbild weiter verheerend." Er plädiert aber dafür, solche Statuen nicht einfach wegzuräumen, sondern sie zur Aufklärung über strukturellen Rassismus und die Verbrechen des Kolonialismus zu nutzen. Eine einfache Plakette mit einem Erklärungstexte dafür aber nicht aus, sagt der Historiker: Die Denkmäler müssten aus ihrem Vorbild-Status

Gefällt 580 Mal

Melde dich an, um mit „Gefällt mir“ zu markieren oder zu kommentieren.



deutschlandfunk • Abonnieren

deutschlandfunkkultur • Seit 1991 trägt ein U-Bahnhof in Berlin-Mitte den Namen der nahegelegenen Mohrenstraße. Verschiedene Aktivist:innen und Aktivist:innen und insbesondere Schwarze Menschen kritisieren den Straßennamen als diskriminierend. In letzter Zeit Melde aus Anti-Rassismus-Protest und als Zeichen der Solidarität mit dem getöteten Afroamerikaner #GeorgeFloyd ein Plakat mit seinem Namen an dem Bahnhofschild. Für die Kritiker:innen und -Kritiker spiegelt das bisherige Festhalten an dem alten Namen die mangelnde Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte und rassistischer Traditionen wieder. Nun gehen die Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) einen ersten Schritt: Der U-Bahnhof verliert

Gefällt 2.527 Mal

Melde dich an, um mit „Gefällt mir“ zu markieren oder zu kommentieren.



difnova • Abonnieren

difnova • Aminata Touré (@aminamina) wurde in einer Flüchtlingsunterkunft geboren und lebte dort die ersten fünf Jahre ihres Lebens. Heute ist sie die jüngste und die erste afrodeutsche Vizepräsidentin eines deutschen Landtags. Außerdem ist sie Sprecherin für Migration und Flüchtlinge und Antirassismus, Frauengleichstellung, Kinder und Jugendpolitik in Schleswig-Holstein.

Antirassismus ist ein Schwerpunkt ihres politischen Handbuchs. Jahrzehnte lang hätte sich die deutsche Gesellschaft damit zufriedengegeben, gegen Rassismus und Rechtsrassismus zu sein, sagt sie. Aber es fehlten konkrete politische Maßnahmen, um dagegen vorzugehen. Erst seit den Anschlägen

Gefällt 1.093 Mal

Melde dich an, um mit „Gefällt mir“ zu markieren oder zu kommentieren.

Deutschlandfunk, Aktuelle Kultur, Kooperation mit dem Rautenstrauch-Joest-Museum

## RESIST! DIE KUNST DES WIDERSTANDS

„RESIST!“ beleuchtet 500 Jahre antikolonialen Widerstand im Globalen Süden und erzählt über koloniale Unterdrückung und ihre Auswirkungen bis heute. Die Ausstellung ist eine Hommage an die Frauen, Männer und Kinder,

die auf unterschiedlichste Art und Weise Widerstand geleistet haben und deren Geschichten bis heute kaum erzählt oder gehört werden. In einer labyrinthisch-futuristischen Architektur von Rohren, Balken und Stahlelementen, entworfen von raumlaborberlin,

erzählen die Arbeiten von über 40 zeitgenössischen Künstler\*innen aus dem Globalen Süden und der Diaspora die Geschichten von Rebellion und Krieg, Gewalt und Trauma sowie Überleben und Resilienz. Ihre Erzählungen werden ergänzt von historischen Dokumenten und zahlreichen Objekten aus der Sammlung des RJM, stumme Zeugen von Momenten des Widerstands. Innerhalb des Labyrinths eröffnen vier autonom kuratierte Räume weitere Perspektiven: Die nigerianische Künstlerin Peju Layiwola beschäftigt sich mit den geraubten Kulturgütern aus dem Königreich Benin (Nigeria), von denen sich zahlreiche auch in der Sammlung des RJM befinden und nimmt dabei Bezug auf die aktuelle #BlackLivesMatter-Bewegung. Die namibischen Aktivistinnen Esther Utjiua Muinjanguue und Ida Hoffmann erzählen vom Genozid an den Herero und Nama in Namibia. Die ungarische Kuratorin Tímea Junghaus hat Sinti- und Roma-Künstler\*innen eingeladen, die ihren Kampf um Selbstbestimmung thematisieren. Schließlich klagt der Kölner postmigrantisches Verein In-Haus e. V. koloniale Kontinuitäten an.

Die Denkfabrik begleitet die Sonderausstellung „RESIST!“ des Kölner Rautenstrauch-Joest-Museums als Kooperationspartner. Neben gemeinsamen Veranstaltungen, Gesprächsrunden und einer Hörstation sind auch Schreibwerkstätten im Rahmen des von Deutschlandfunk mitinitiierten Bundeswettbewerbs lyrix geplant.



Zahlreiche partizipative Formate wie Repair- und Schreibwerkstätten, Erzählcafés, eine wachsende „Library of Resistance“ und Live-Speaker mit denen Besucher\*innen ins Gespräch kommen können, bieten eine Plattform für kritische Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit und seinen Kontinuitäten und schaffen zudem Räume fürs Sprechen lassen, für Zuhören, Vernetzung, Zusammensein und Solidarität.

Vera Marušić, Referentin Direktion, Rautenstrauch-Joest-Museum

## Nanette Snoep als Gesprächsgast in den „Kulturfragen“, Deutschlandfunk



Nanette Jacomijn Snoep ist seit Januar 2019 Direktorin des Rautenstrauch-Joest-Museums. Von Februar 2015 bis Dezember 2018 leitete sie die drei Ethnologischen Museen in Leipzig, Dresden und Herrenhut. Zuvor war sie 15 Jahre lang am Musée du Quai Branly in Paris tätig, zuletzt als Hauptkustodin der Sammlung Historical and Contemporary Globalisation.

*Es hat eine Aufsehen erregende Initiative des französischen Staatspräsidenten Macron gegeben, der die in Deutschland und Paris lebende Wissenschaftlerin Bénédicte Savoy und ihren Kollegen Felwine Sarr aus Afrika beauftragt hat: Überprüft die französischen Sammlungen. Und wenn ihr der Meinung seid, dass sich da etwas unrechtmäßig in den Museen unseres Landes befindet, sollten wir über Rückgabe nachdenken. Halten Sie so etwas für Deutschland auch für sinnvoll? Da wurde großartige Arbeit von Bénédicte Savoy und Felwine Sarr geleistet. Und obwohl es sehr großen Widerstand dagegen gab, hatte der Bericht trotzdem unglaublichen Einfluss – auch auf die Politik in Deutschland.*

*Sie waren in Dresden. Sie sind jetzt in Köln. Diesen Widerstand spüren Sie hier in Deutschland nicht? Doch, es gibt auch in Deutschland Widerstand.*

**Aber?** Hier gibt es mehr öffentlichen Druck und ich glaube, hier sind die Öffentlichkeit und die Medien viel kritischer, viel besser informiert als in Frankreich. Natürlich herrscht auch hier Uneinigkeit und die Debatten sind sehr komplex. Jedoch ist die Bereitschaft, sie zu führen, überall groß – egal ob in Berlin, Leipzig, Köln, Hamburg oder Stuttgart.

*Es scheint auch viel Unkenntnis über die Verhältnisse in Afrika zu geben. Es scheint Kolleginnen und Kollegen von Ihnen zu geben, die der Meinung sind: Wenn wir Dinge zurückgeben, dann landen die in irgendwelchen ungesicherten Bretterbuden oder Scheunen in Afrika.* Ja, ich finde, das ist immer noch ein sehr kolonialer Gedanke. Ich möchte nicht in die Details gehen, aber man muss, wenn man andere so kritisiert, schon auch seine eigenen Bedingungen anschauen. Die deutschen ethnologischen Museen hatten jahrzehntlang nicht die finanziellen Mittel, um ihre Sammlungen wirklich gut pflegen oder digitalisieren zu können. Im Vergleich mit ihren Nachbarländern haben die deutschen Institutionen wirklich einen Nachholbedarf. Ich kenne die Zustände in afrikanischen Museen gut: Auch in Afrika gibt es sehr gute Museen und Depots. Wir glauben, Museen seien nur für uns und wir sammeln für die Ewigkeit. Aber muss das so sein? Müssen Objekte in Museen „eingefroren“ werden? Ich spreche dabei nicht nur von „Rembrandts“, sondern auch über unzählige Sakralobjekte, die sich mit der Zeit verändern und nicht mehr benutzt werden.

*Sie haben mir mal vom Besuch einer Delegation erzählt, die sich bestimmte Stücke angeguckt und Ihnen dann hinterher gesagt hat: Wir spüren, dass sich diese Dinge nicht wohlfühlen ...* Das war im

Musée de Quai Branly in Paris. Dort habe ich für eine Ausstellung mit einem Voodoo-Priester aus Togo zusammengearbeitet. Wir haben einen Altar aufgerichtet und er sagte zu mir: *Nanette, ich fühle mich hier nicht wohl. Die Objekte, die hier sind – und er sprach nicht nur über Objekte aus Togo –, werden nicht mehr gepflegt und nicht mehr geliebt. Sie werden nicht mehr gefüttert, bekommen ihre Getränke nicht mehr und sie hören nicht mehr, dass wir für sie singen. Sie sind wie Kinder ohne Eltern.* Wir im Museum lieben unsere Objekte auch, aber das ist eine völlig andere Beziehung als beispielsweise für einen Voodoo-Priester oder Schamanen.

*Müssten Sie nicht eigentlich, wenn man das konsequent weiter denkt, die Schließung der ethnologischen Museen, die Rückgabe der Artefakte an die Herkunftsländer fordern, oder was sonst könnte noch geschehen?* Eine rein materielle Restitution ist für mich zu einfach. Ich denke, es gibt darüber hinaus noch viele, viele weitere Formate. Ich sehe das Museum eher als eine Plattform, als ein Forum für Austausch – auch für Menschen aus anderen Ländern, die bei uns in der Diaspora leben. Die Reihe „Dekolonisiert Euch!“ des Deutschlandradio ist ein Prozess, den die ethnologischen Museen begleiten können – als Orte, an denen Gespräche stattfinden und an denen sich auch Menschen aus den Ländern angesprochen fühlen, aus denen die Sammlungsobjekte stammen. Wir müssen ganz neu denken und das ist eine spannende Zeit. Es gibt viel zu tun.

Die Fragen stellte Stefan Koldehoff, Redakteur Aktuelle Kultur, Deutschlandfunk



Bundeswettbewerb lyrix, Workshops mit Temye Tesfu und Tanasgol Sabbagh

## WER NICHT ERZÄHLT, WIRD ERZÄHLT

Der von Deutschlandfunk und Deutschen Philologenverband initiierte Gedichtwettbewerb lyrix veranstaltet bundesweit Schreibwerkstätten mit zeitgenössischen Lyrikerinnen und Lyrikern – auch im Rahmen der Ausstellung „RESIST!“

Was in Geschichtsbüchern steht – es ist weniger eine Frage der Wahrheit als der Kuration. In welchem Licht erscheinen die Ereignisse, in welches werden sie gerückt? Welche Fragen stehen im Raum? Welche nicht?

Anhand historischer Objekte und zeitgenössischer Werke, mit Performances, Diskussionen und Workshops, will eine Sonderausstellung unter dem Titel „RESIST!“ die ausgeblendeten Geschichten anticolonialen Widerstands nachzeichnen, Kontinuitäten besprechen und sichtbar machen. Schon der Ort, das Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum, ist ein koloniales Relikt. Ethnologie war der Kompass eines Europas, das sich die Welt untertan machen, katalogisieren und zuhause zur Schau stellen wollte. An diesem Ort läuft Kritik Gefahr, selbst als Gimmick ausgestellt und eingehegt zu werden, zur Abschweifung in einer Erzählung mit gleichbleibendem Ausgang.

Die kanonisierten Narrative mit anderen Perspektiven herauszufordern, ist indes keine eitle Debattierübung. Wer nicht erzählt, wird erzählt und fällt schon bald fremden Behauptungen über sich anheim, statt sich selbst zu behaupten. Insofern könnte unser Workshop, der in Kooperation mit dem Bundeswettbewerb für junge Lyrik stattfinden wird, mehr sein als Museumspädagogik; vielleicht bekommen die Jugendlichen beim Schreiben ja eine Ahnung davon, dass sie selbst beginnen, wo Widerstand anfängt und Geschichte endet: als Möglichkeit. Als Fiktion.

Temye Tesfu (Lyriker) und Tanasgol Sabbagh (Lyrikerin), für lyrix im Rautenstrauch-Joest-Museum

## KAPITEL 2

# NUR WER WEISS, WOHER ER KOMMT, WEISS, WOHIN ER GEHT



Höhe von 7000' in welcher Gay Lussac von Paris aus, am 16 Sept 1803, allein in einem Luftball gestiegen ist, um die Intensität der Magnethraft, die Sauerstoff-Menge der atmosphärischen Luft und die Abnahme der Wärme bestimmen für 6° 28' 28" Bar. in Paris 6° 28' 53" Therm. = 37° 5' in Paris 1777 (Intensität der Magnethraft bestimmbar dieselbe wie in der Ebene) Hygrom. 55° Saure (so Paris 60°) Sauerstoff-Menge dieselbe wie in der Meeresebene. Wasserstoff nicht bestimmbar

Gipfel des Chimborazo

Gipfel des Pico von Orizaba oder Citlalpopotel

Höhe des Montblanc, zu welcher Säure gelanget ist, im Jahr 1787

Höhe des Pico de Topy

Höhe der Stadt Quito

Höhe des Vesuvius

Region der unterirdischen Pflanzen



Deutschlandfunk Nova, Eine Stunde History, Interview mit Matthias von Hellfeld

## WAS HAT GESTERN MIT HEUTE ZU TUN?

In den Rückspiegel schauen, um die Gegenwart zu verstehen, so lautet das Motto des Formats, das wöchentlich im linearen Programm von Deutschlandfunk Nova läuft und sich vor allem als außergewöhnlich erfolgreicher Podcast in Deutschland etabliert hat. Das „Eine Stunde History-Team“ ist regelmäßig Gast bei Podcastfestivals mit Livepublikum.

Unser Deutschlandfunk Nova-Historiker Dr. Matthias von Hellfeld beleuchtet jede Woche in „Eine Stunde History“ ein historisches Ereignis beziehungsweise eine geschichtliche Epoche.

*Lieber Matthias, worin liegt die Besonderheit und Stärke des Formats „Eine Stunde History“? Und wie kamt Ihr auf die Idee, das Thema Dekolonisation sowie das „afrikanische Jahr“ 1960 zu beleuchten?* Die Stärke des Formats liegt darin, dass wir Geschichte nicht nur als Geschichte betrachten, sondern in die Gegenwart holen. Wir versuchen denjenigen, die uns zuhören, zu erläutern, warum – und wie – die Gegenwart mit dem, was vor uns passiert ist, zusammenhängt. Kurz gesagt: Wir versuchen, Geschichte für uns heute erfahrbar zu machen. Ab dem Jahr 1960 wurden sehr viele afrikanische Staaten

von ihren Kolonialmächten – unter anderem Frankreich, Spanien, Portugal, Großbritannien, Belgien und Italien – „in die Freiheit entlassen“. Auch hier ging es uns darum, aufzuzeigen, wie aktuelle Probleme und Konflikte mit der Kolonialzeit und den Jahren danach zusammenhängen.

*In der Folge kommen hochkarätige Expert\*innen zu Wort. Wie wurden die Interviewten für das Thema ausgewählt? Was macht sie besonders?* Wenn wir die Sendungen planen und uns einem Thema nähern, dann suchen wir erst einmal Autoren und Expertinnen, die uns erklären

können, was eigentlich passiert ist. Alles beginnt mit einer Stichwortsuche im Netz: Wer hat zu dem Thema ein pointiertes Buch geschrieben? Wer hat sich dezidiert in einem Artikel oder einer Diskussion geäußert? Wir versuchen auch, diversere, jüngere und weibliche Stimmen zu finden sowie Positionen, die direkt involviert sind, aber das ist nicht immer so einfach. Diesmal ist es uns aber sehr gut gelungen, zum Beispiel mit Bartholomäus Grill oder Veye Tatah.

*„Die Spätfolgen sind bis heute zu spüren, zum Beispiel an den Grenzziehungen, die die Kolonialherren damals gemacht haben. Grenzen, die Völker, Sprachgemeinschaften, Kulturgemeinschaften durchschneiden und bis heute vorhanden sind.“*

Bartholomäus Grill, ehemaliger Afrikakorrespondent und Buchautor

*Bartholomäus Grill spricht in der Sendung die willkürlichen Grenzziehungen durch die Kolonialmächte an, auf die viele heutige Probleme zurückgeführt werden können. Woran liegt es, dass diese Strukturen fortbestehen?* Ganz einfach: Weil sie nicht geändert wurden. Es wäre auch eine ziemliche Katastrophe, wenn man das jetzt einfach machen würde. Damals wurden schnurgerade Grenzen gezogen, dabei müssten sie vielmehr nach geografischen, kulturellen, ethnischen, sprachlichen, religiösen Zugehörigkeiten verlaufen. Man kann den Prozess nicht

zurückdrehen und die Grenzen verändern, denn das geht immer nur zu Lasten von irgendjemandem, birgt also großes Konfliktpotenzial.

*In vielen Ländern Afrikas übernahmen nach der Unabhängigkeitserklärung Diktatoren und Militärs die Regierungsgewalt. Heute steht mehr als die Hälfte der afrikanischen Länder unter autokratischer Herrschaft. Wahlen werden manipuliert, Demonstrationen gewaltsam aufgelöst. Was muss sich ändern, damit sowohl die politischen als auch wirtschaftlichen Probleme vor Ort überwunden werden können?* Die unterschiedlichen Konflikte in den einzelnen Ländern und Regionen müssen voneinander gelöst betrachtet und jeder einzeln für sich angegangen werden. Ein Schritt nach dem anderen. Aber dazu kommt es gar nicht, weil immer noch viel zu viele externe Staaten in diese Konflikte verwickelt sind und eigene Interessen haben. Dabei geht es zum Beispiel um den Zugang zu Ressourcen, es geht um Hegemonialmacht. Und solange das so ist, wird es weitergehen.

*„Die europäischen Länder nutzen immer noch indirekte Wege, um sich in die Abläufe dieser Länder einzumischen.“*

Veye Tatah, Chefredakteurin des Magazins „Africa Positive“ und Informatikerin

*Inwiefern sehen Sie Europa in der Verantwortung? Was können wir von hier aus*

*machen, wie das Thema angehen – insbesondere als Medienmacher\*innen?* Als Europäer tragen wir eine Verantwortung, müssen aber aufhören, uns direkt in die Konflikte einzumischen. Stattdessen können wir anbieten, als Mediatoren aufzutreten, um in den Dialog zu kommen. Auch müssen wir alle – Deutschland und die restliche Welt – aufhören, Waffen zu liefern. Das klingt so einfach, ist aber natürlich sehr kompliziert.

1960 haben wir – die europäischen Kolonialmächte – die Staaten nach hunderten Jahren Tabula rasa einfach ihrem Schicksal überlassen. „Kolonialismus ist die schlimmste Form des Imperialismus“ – das ist unser Schlagwort in der Sendung. Natürlich hatten die afrikanischen Länder in den letzten 60 Jahre Zeit, eigene Strukturen aufzubauen, die vielleicht besser funktionieren als das, was sie jetzt haben. Aber Kolonialismus bedeutet ja nicht einfach nur das Wegnehmen von Bodenschätzen, sondern auch eine kulturelle Ausplünderung und eine gesellschaftliche Traumatisierung. Das muss man sich mal vorstellen: Da kommen auf einmal Kolonialherren aus Europa an und sagen „Ich will alles!“, beherrschen das Land, zwingen die Menschen zur Arbeit und verschleppen sie sogar. Das hat langfristige Folgen! Mit „Eine Stunde History“ versuchen wir rüberzubringen, wie die Dinge zusammenhängen. Zum Beispiel, dass Ursachen der Proteste gegen Polizeigewalt und Rassismus in den USA auch in der Kolonialge-

schichte zu suchen sind. Da ist Aufklärung wirklich der erste Weg zu Verständnis und Besserung, hoffe – nein: glaube – ich jedenfalls.

*„Ich glaube es muss beides – Entschuldigung und Wiedergutmachung – stattfinden. Aber das kann nicht von Europa allein entschieden werden, wie das stattfindet. Die europäischen Länder müssen sich mit den Ländern des Südens [...] zusammensetzen und Rahmenbedingungen schaffen, wie eine Wiedergutmachung stattfinden kann.“*

Veye Tatah, Chefredakteurin des Magazins „Africa Positive“ und Informatikerin

Die Fragen stellte Philippa Halder, Trainee, Abteilung Kommunikation und Marketing



Gastkommentar von Jürgen Zimmerer, Programmheft Das Magazin 03/2020

## MENSCHEN, NICHT NUR OBJEKTE

2019 jährte sich das formale Ende des deutschen Kolonialreiches zum 100., der Beginn der Berliner Afrika- oder „Kongo“-Konferenz zum 135. Mal. Beides sind Daten von erheblicher symbolischer Bedeutung, gerade auch für Deutschlands Geschichte

Die Debatte um das Erbe des Kolonialismus ist eine der zentralen Zukunftsbatten unserer Zeit. Die deutsche Politik reduziert sie jedoch auf den Bereich der Kultur. Dabei geht es um weit mehr: um postkoloniale Identitäten, die Dekolonisierung der internationalen Ordnung und globale soziale Gerechtigkeit.

in der Welt. Im öffentlichen, insbesondere im politischen Diskurs blieben sie weitgehend unbemerkt.

Dabei ist das Interesse am (deutschen) Kolonialismus derzeit größer, als es seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges jemals war. Die koloniale

Heroisierung, die nostalgisierende Verniedlichung, die koloniale Amnesie ist am Schwinden. Der koloniale Kern des Humboldt Forums in Berlin, die Frage kolonialer Raubkunst in deutschen Museen und auch der nicht aufgearbeitete Genozid an den Herero und Nama sind Themen, die es immer wieder über die Wahrnehmungsschwelle in den öffentlichen Diskurs schaffen. Dennoch kein Wort der Kanzlerin zur Raubkunst, kein Wort der Kanzlerin zur Berliner Afrika-Konferenz, kein Wort zum Genozid an den Herero und Nama.

Dabei wäre heute eine kritische Auseinandersetzung mit Deutschlands kolonialem Erbe, das ja weit über die 30 Jahre formaler deutscher Kolonialherrschaft hinausreicht, notwendiger denn je; in einem Deutschland, in dem (wieder) offen rassistische Positionen artikuliert und als politische Vorschläge diskutiert werden, in dem latent koloniale Positionen allerorten markiert werden können. Dabei hatte die vierte Regierung Merkel die Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik zum Regierungsziel erhoben. Allerdings scheint beides problemlos Hand in Hand zu gehen: in der politischen Rhetorik koloniale Aufarbeitung zu reklamie-

ren, sich in der Außen-, Sicherheits- und auch Flüchtlingspolitik innerhalb kolonialer Vorstellungs- und Diskurskontinuitäten zu bewegen. Zwar gelang es in den letzten Jahren insbesondere zivilgesellschaftlichen Gruppen und der Wissenschaft nicht zuletzt durch den Katalysator Humboldt Forum, eine Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe zu erzwingen. Allerdings, und das erweist sich nun als Hypothek, verschob die Politik die Frage kolonialer Aufarbeitung in den Bereich des Kulturellen und ins Ausland. Über (einzelne) Objekte wird diskutiert, Museumsgespräche werden (in der ganzen Welt) abgehalten, Bundestagsdebatten zum Thema finden für 30 Minuten (spät) abends statt.

Die breite politische und gesellschaftliche Auseinandersetzung über die Folgen des Kolonialismus, die kulturellen, sozialen, ökonomischen oder epistemischen, scheint nicht gewollt, sondern wird in Gremien, Kommissionen und Förderzentren entsorgt.

Über die Gründe mag man spekulieren: Die generelle Entpolitisierung des Politischen in der Ära Merkel oder die Angst vor einem Querschnittsthema, das Fragen der Identität, des Rassismus, der (globalen) sozialen Ungleichheit, aber auch der Geflüchtetenpolitik im Mittelmeer und anderswo sowie die Entwicklungs- und Sicherheitspolitik in einen diskursiven Zusammenhang bringt, in dem die Privilegien der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft noch privilegierter erscheinen. Wo offen zutage träte, auf welchen rassistischen und ausbeuterischen Grundlagen der Wohlstand Deutschlands, ja, Europas beruht.

Wenn es denn unbedingt sein muss, gibt man doch lieber einzelne Stücke kolonialer Beutekunst zurück, als dass man die grundsätzlichen Fragen der Zukunft angeht. Lieber teilt man die geraubten Kunstschätze als die noch verbleibenden Ressourcen der Erde.



Jürgen Zimmerer ist Professor für Globalgeschichte an der Universität Hamburg und leitet den dortigen Projektverbund „Forschungsstelle, Hamburgs (post-)koloniales Erbe“.

Deutschlandfunk, Sportredaktion, 12-teilige Reihe „Weltspiele“ zu Sport und Kolonialismus

## DER SPORT IN DER KOLONIALGESCHICHTE – ZWISCHEN UNTERDRÜCKUNG UND BEFREIUNGSKAMPF

Der Sport ist aus der Kolonialgeschichte nicht wegzudenken. In der Reihe „Weltspiele“ wollen wir Einblicke in die Rolle des Sports während der Kolonialzeit bieten – und wie imperiale Denkmuster auch in der Gegenwart noch immer zum Ausdruck kommen, zum Beispiel in Australien, Algerien, Namibia und den USA.

Die Washington „Redskins“, Rothäute. Dieser Vereinsname stammt aus den 1930er Jahren, aus einer Zeit, in der US-Behörden indigene Amerikaner in Reservaten festhalten, ihren Besitz beschlagnahmen, ihre Zeremonien verbieten. Jahrzehnte später leben Indigene mehrheitlich in Städten, gut integriert. Trotzdem weisen Symbole des Sports im 21. Jahrhundert in die Vergangenheit. In Profiligen, Universitäten, Schulen: Hunderte Teams bezeichnen sich in den USA als „Indianer“, „Krieger“ oder „Rote Männer“.

„Der Alltag indigener Menschen wird selten in den Medien dargestellt“, sagt Rebecca Nagle, Aktivistin der indigenen Cherokee, die seit Jahren über Diskriminierung aufklärt. „Wir werden auf das Exotische, auf das Wilde reduziert.“ Lange ist der „Tomahawk Chop“ ein beliebtes Stadionritual: Fans singen und bewegen ihren Unterarm mit geöffneter Handfläche. Sie simulieren eine Streitaxt, wollen kampfbereit wirken, wie europäische Siedler Anfang des 19. Jahrhunderts auf der Jagd nach einem Skalp. Rebecca Nagle: „Das hat negative Folgen für die Selbstachtung junger Menschen. Sie fühlen sich entmenschlicht.“

„Eine Welt 2.0 – Dekolonisiert Euch!“ Die Denkfabrik von Deutschlandradio blickt in vielen Facetten auf die Kolonialgeschichte und ihre Folgen. Die Sportredaktion des Deutsch-



landfunks steuert die zwölfteilige Serie „Weltspiele“ bei. Und am Beispiel USA werden die Dimensionen des Sports deutlich. Einerseits können Vereinsnamen, Symbole und Maskottchen Denkmuster gegen indigene Amerikaner festigen. Andererseits bietet Sport eine Bühne des Protests gegen strukturelle Diskriminierung. Davon kann Douglas Cardinal berichten, ein Architekt indigener Herkunft aus dem kanadischen Ottawa. 2016, vor dem Baseballspiel der Cleveland „Indians“ in Toronto, beantragt Cardinal eine einstweilige Verfügung. Er möchte nicht, dass in Kanada das Logo der „Indians“ zu sehen ist, eine Karikatur eines Anführers mit roter Haut. Cardinal trägt dazu bei, dass der Verein 2019 das Logo ganz ablegt.

Ein Jahr später dann die Proteste gegen Rassismus nach dem Mord an George Floyd. Mehrere Vereine beugen sich dem Druck und legen ihre klischeebeladenen Namen ab, darunter der American-Football-Klub Washington „Redskins“. Viele Fans fühlen sich jedoch um ihre Tradition beraubt. „Wenn man ein Maskottchen verbietet, bedeutet das nicht, dass sich die Einstellungen der Menschen über Nacht ändern“, sagt Lisa King, die sich an der Universität von Tennessee mit indigenen Kulturen beschäftigt. „Nach Jahrzehnten von Verletzungen und Ohnmachtsgefühlen hilft behutsame Kommunikation.“



Der Sport als Verstärker von Überlegenheitsdenken ist aus der Kolonialgeschichte nicht wegzudenken. Schon Ende des 19. Jahrhunderts wollen britische Missionare und Lehrer ihre „Untertanen“ durch Rugby und Fußball „zivilisieren“. Heute ist Sport in früheren Kolonien ein akzeptiertes Erbe dieses Imperialismus. In Singapur gilt das zentrale Cricketgelände als nationales Wohlstandssymbol. Im Konflikt zwischen den Atommächten Indien und Pakistan ist Cricket eine Plattform für politische Provokationen, aber auch für diplomatische Annäherung. Die Reihe „Weltspiele“ klärt über Hintergründe auf und stützt sich auf Experten vor Ort. Ein aufrichtiger Ansatz, die eurozentristische Perspektive abzulegen.

Sport stärkt auch so manche Unabhängigkeitsbewegung. Im Kongo brüllen 1960 zehntausende Fußballfans gegen die belgischen Besatzer. In Algerien ziehen Nationalspieler in den Befreiungskampf gegen Frankreich. In Ruanda rekrutiert die Rebellenarmee junge Kämpfer Anfang der 1990er Jahre auch auf Bolzplätzen. „Junge Staaten nutzen den Sport zur Herausbildung ihrer Nation“, sagt der aus Algerien stammende Sportwissenschaftler Mahfoud Amara. „Fußball ist oft ein Symbol für Staatlichkeit.“ Palästina oder Hongkong sind keine unabhängigen Staaten innerhalb der UN. Doch sie haben eigene Nationalteams mit großem Einfluss. Fans von Hongkong buhen häufig die chinesische Hymne aus.

Wird koloniales Denken im Sport bald Geschichte sein? Für geringe Kosten oder günstige Kredite baut China in Afrika dutzende Stadien und sichert sich langfristig wertvolle Rohstoffe. Mit Talentschulen und Berateragenturen rekrutieren europäische Spitzenklubs minderjährige Fußballer in Lateinamerika. Und in Australien glauben viele Talentspäher, dass indigene Athleten schneller, kräftiger und beweglicher sind als weiße Athleten. Viele Projekte der Sportindustrie richten sich inzwischen gegen offenen Rassismus, aber weniger gegen unterschwellige Diskriminierung.

In den USA kommen Aufklärungskampagnen selten von Sportverbänden, sondern von den Ureinwohnern, von Museen, Bündnissen, Hochschulen. Ein Beispiel liefert eine Ausstellung des National Museum of the American Indian. Darin wird nachgezeichnet, wie jahrtausendealte Traditionen der Indigenen für eine „amerikanische“ Identität umgedeutet wurden, für Filme, Werbung, Profisport, zum Beispiel die „Redskins“.

„Wir sollten Football-Fans aus Washington nicht pauschal als Feinde betrachten, das würde eine Diskussion unmöglich machen“, sagt der Kurator Paul Chaat Smith. Auch er hat Verwandte mit Sympathien für Donald Trump. „Es kostet Kraft, um die lange Linie aus der Vergangenheit zu ziehen, von Landraub und Genozid, bis hin zur Gegenwart. Aber der Sport sollte sich diese Zeit nehmen.“



Gastkommentar von Bénédicte Savoy, Programmheft Das Magazin 01/2020

## ÖFFNET EUCH

Westdeutschland im Frühjahr 1979. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung berichtet auf einer vollen Seite über ein Symposium, das wenige Tage zuvor in Lindau zu Ende gegangen ist: „Museen und die Dritte Welt“. In freier Anlehnung an Karl Marx’

„Die Objekte leben unter uns. Sie arbeiten in uns. Doch die Institutionen, die sie in Deutschland aufbewahren, sind seit vierzig Jahren nicht bereit, Objektverzeichnisse zu publizieren. Transparenz ist der erste Schritt zur Dekolonisierung. Ohne Transparenz kein Vertrauen.“

oft zitierte Formel beginnt der Artikel mit dieser Feststellung: „Seit etwa sechs Jahren geht ein Gespenst um in europäischen Museen, kurz Restitution genannt.“ In der Tat hatte eine 1973 in New York verabschiedete Resolution der UNO überall in der Welt – besonders in

Europa und speziell in Deutschland – eine breite und hitzige, heute völlig vergessene Debatte ausgelöst, deren Spuren sich in zahlreichen Archiven befinden. In Frankreich, Belgien, Großbritannien, aber auch und besonders in Deutschland entwickelten daraufhin Museumsfunktionäre unterschiedliche Strategien, um mit diesen Forderungen aus der ‚Dritten Welt‘, wie es damals hieß, umzugehen. In einer vertraulichen Stellungnahme der deutschen UNESCO-Kommission hieß es im Sommer 1978: „Die Länder der Dritten Welt sind entschlossen, ihr Kulturgut wiederzuerlangen und daheim zu präsentieren.“ Die Lage schien ernst, viele Museen machten mobil.

Die Lektüre der alten Korrespondenzen, Handreichungen, Sitzungsprotokolle und Vermerke, die in den Dienstzimmern der damaligen Museumsverantwortlichen in Berlin, Stuttgart, München, Köln etc. entstanden, lässt tief in die Vergangenheit aktueller Verkämpfungen blicken. Sie machen gleichzeitig sichtbar, wie institutionelle Herablassung, Zynismus und Verachtung den Alltag vieler Behörden prägte, wenn es zum Beispiel hieß, man solle den Restitutionsforderungen der Dritten Welt mit einem Angebot nach infrastruktureller Unterstützung begegnen. „Ob man dann, in Form einer noblen Geste da und dort entsprechende Sammlungen hingibt, hingeben soll, ist eine andere Frage. Aber das wird nach meiner Überzeugung nicht vor 1990 der Fall sein“, schätzte der Direktor des ethnologischen Muse-



Prof. Dr. Bénédicte Savoy, 1972 in Paris geboren, ist französische Kunsthistorikerin. Sie ist Professorin für Kunstgeschichte der Moderne an der Technischen Universität Berlin sowie Professorin für die Kulturgeschichte des europäischen Kunsterbes des 18. bis 20. Jahrhunderts am Collège de France in Paris. Ihre Forschungsinteressen sind Kunst und Kulturtransfer in Europa, Museumsgeschichte sowie Kunst- und Beutekunst. 2016 erhielt sie den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

ums in Stuttgart im Jahr 1976, „und bis dahin ist ja noch einige Zeit.“ Gleichzeitig wehrten sich die Museen gegen die Veröffentlichung von Objektverzeichnissen zu ihren Beständen aus Afrika, Indien oder der Südsee: „Vor der Erstellung solcher Listen wird sowohl von Seiten unserer Völkerkundemuseen als auch der Kulturverwaltungen gewarnt. So würden Begehrlichkeiten erst recht geweckt“, stellt ein ‚vertrauliches‘ Dokument der deutschen UNESCO-Kommission von 1978 fest.

Und heute? Museen wurden von Deutschland nicht gebaut und Objektverzeichnisse in Deutschland tatsächlich nie publiziert. Wer heute in Kamerun, Nigeria, Ruanda, Lesotho, Tansania, Namibia etc. erfahren will, was vom dortigen materiellen Erbe sich heute in den unsichtbaren Museumsdepots von Berlin, Hamburg, Stuttgart, München, Bremen, Köln, Leipzig oder Dresden befindet, erfährt es nicht. Wer umgekehrt in Berlin, Hamburg, Stuttgart, München, Bremen, Köln, Leipzig oder Dresden heute erfahren möchte, welche kolonialen Mechanismen und gewaltsamen Strukturen den Aufbau der riesigen, geisterhaften Sammlungen im Herzen unserer Städte begünstigt haben, darf es auch nicht erfahren oder selbst erforschen. Die Objekte leben unter uns. Sie arbeiten in uns. Doch die Institutionen, die sie in Deutschland aufbewahren, sind seit vierzig Jahren nicht bereit, Objektverzeichnisse zu publizieren. Transparenz ist der erste Schritt zur Dekolonisierung. Ohne Transparenz kein Vertrauen.



Deutschlandfunk, Wirtschaft und Gesellschaft, 6-teilige Reihe

## DEUTSCHE AFRIKAPOLITIK – KURZE KOLONIALZEIT MIT NACHWIRKUNG

„Schutzgebiete“ nannte das Kaiserreich die deutschen Kolonien im Pazifik, auf dem afrikanischen Kontinent und in China. Nachdem Bismarck den Erwerb von Kolonien lange abgelehnt hatte, waren es handelspolitische Gründe, die ihn schließlich doch dazu motivierten. Wie wirkt die Geschichte wirtschaftlich nach?

Kautschuk, Kakao, Baumwolle und Edelsteine – solche Produkte ließ das deutsche Kai-

serreich unter anderem aus seinen Kolonien einschiffen. Güter also, die damals als Luxus galten. Die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien sei aber dennoch insgesamt gering gewesen, sagt der Hamburger Historiker Jürgen Zimmerer:

*„Die deutschen Kolonien waren mit Ausnahme Togos und in den letzten Jahren Deutsch-Südwestafrika Zuschussgebiete. Also das Reich zahlte im Grunde drauf, was vor allem daran liegt, dass die Kosten der Eroberung, die überall sehr gewalttätig war, eben enorm waren.“*

Viele Kolonien, wie Qingdao in China oder die Inselstaaten im Pazifik waren außerdem sehr klein. Gesamtwirtschaftlich betrachtet lohnte sich der Kolonialismus für das Kaiserreich also nicht. Dennoch gab es Profiteure. So florierten durch den Handel Hafenstädte wie Hamburg, Kiel oder Bremen. Und auch einzelne Handelshäuser machten gute Geschäfte:

*„Denken sie an die Supermarktkette Edeka: Ist ja eigentlich Einkaufsgenossenschaft der deutschen Kolonialwarenhändler. Und das gilt für viele Schifffahrtslinien selbstverständlich auch. Es gilt auch für die gummiverarbeitende Industrie, die Rohstoffe aus Kolonialgebieten hatte et cetera“, sagt Jürgen Zimmerer.*

Deutschland habe insgesamt stark vom kolonialen Handel profitiert, auch jenseits der eigenen besetzten Gebiete. Dort wiederum hatte die deutsche Kolonialherrschaft oft sehr negative wirtschaftliche Folgen. Viele Menschen wurden enteignet und zu Zwangsarbeit verpflichtet – zum Beispiel im heutigen Namibia:

*„So, dass im Grunde die schwarze Bevölkerungsschicht in Südwestafrika in eine homogene schwarze Arbeiterschicht verwandelt werden sollte, um eben das ganze Land völlig nach deutschen ökonomischen Vorstellungen umzugestalten.“*

Ein Eingriff, der vielerorts nachwirkt. Die Frage, wie man Farmland wieder gerechter verteilen kann, beschäftigt Namibia zum Beispiel bis heute.

Die einstigen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und seinen früheren Kolonien seien dagegen abgekühlt. Das sagt Robert Kappel, emeritierter Professor und früherer Chef des Hamburger GiGa-Instituts für Globale Studien:

*„Das sind vor allem einzelne Handelshäuser, die bereits in der Kolonialzeit stark waren und die auch heute noch auf dem afrikanischen Kontinent aktiv sind. Aber die Verbindungen sind sehr, sehr schwach und haben eigentlich auch nur noch sehr wenig mit dem Kolonialsystem zu tun.“*

Präsenter sei die koloniale Vergangenheit bei der Vergabe von Entwicklungshilfe. Tansania, Namibia und Togo zum Beispiel zählen zu den Staaten in Subsahara-Afrika, in denen sich Deutschland mit am stärksten engagiert.

Problematisch findet Kappel, dass es in Deutschland bis heute eine sehr einseitige Wahrnehmung von Afrika gebe: Trotz einer wachsenden Mittelschicht werde der Kontinent vor allem als problembehaftet gesehen:

*„Wir haben vor allem immer noch das Dogma: Afrika hat Probleme, wir haben die Lösungen. Also Afrika, der Krisen-Katastrophen-Kontinent und wir müssen einen Beitrag dazu leisten, dass Afrika über unsere Entwicklungskooperation vorankommt.“*



In jüngster Zeit versucht die Bundesregierung das zu ändern. Im Jahr 2014 hat sie ein Konzept verabschiedet für eine „Partnerschaft auf Augenhöhe“ mit Afrika. Seit 2017 fördert das Bundesentwicklungsministerium verstärkt private Investitionen vor Ort. Dafür hat Deutschland auch die globale Initiative „Compact with Africa“ initiiert. Afrika-Forscher Robert Kappel kritisiert, dass die deutsche Regierung den Staaten dennoch zu oft Ratschläge gebe.

Rob Floyd vom panafrikanischen Politikinstitut African Center for Economic Transformation sieht das aber anders:

*„Mein Empfinden ist, dass deutsche Institutionen sich wirklich bemühen, eine Beziehung auf Augenhöhe ohne paternalistische Ansätze hinzubekommen.“*

Deutschland beziehe bei seinen Plänen zum Beispiel regelmäßig afrikanische Organisationen mit ein, sagt Floyd. Wichtig sei nun, dass das noch mehr zu Investitionen vor Ort führe. Deutsche Firmen seien da zum Teil noch zögerlich:

*„Deutschland macht viel. Aber es muss noch mehr getan werden, um die Chancen in Afrika aufzuzeigen.“*

Katja Scherer, freie Mitarbeiterin Wirtschaftsredaktion, Deutschlandfunk



### Zugehörige Beiträge

Im Rahmen des Denkfabrik-Themas 2020 „Dekolonisiert Euch!“ ging die Sendung „Wirtschaft und Gesellschaft“ der Frage nach, wie die Kolonialzeit bis heute die Wirtschaft prägt.

- 13.7. Lieferkettengesetz: Ein Gesetz gegen Auswüchse der Globalisierung
- 14.7. EU-Handelspolitik: Was kommt nach Cotonou?
- 15.7. Deutsche Afrikapolitik: Kurze Kolonialzeit mit Nachwirkung
- 16.7. China in Afrika: Neues Kolonialherrentum?
- 17.7. Kolonialismus verbindet: Die indische Elite von Kenia
- 20.7. Deutsche Kolonialzeit in China: Es blieben Architektur und Bier



Deutschlandfunk, Interview mit Chefredakteurin Birgit Wentzien

## „RADIO GEHT IMMER!“

*Waren Sie überrascht, dass sich eine deutliche Mehrheit derjenigen, die sich an der Abstimmung beteiligt haben, für das Thema „Eine Welt 2.0 – Dekolonisiert Euch!“ ausgesprochen hat?* Durchaus! Es standen ja insgesamt vier Themen zur Wahl, darunter auch „Öffentlichkeit und Demokratie“, „Digitale Gesellschaft“ und „Deutsche Unterschiede“. Die letzten Hörerinnen- und Hörervoten haben wir auf dem „Tag der offenen Tür“ im Funkhaus in Köln eingesammelt und da war ganz klar, dass dieses Thema das Rennen machen wird. Das deutliche Votum hat uns allen imponiert. Und ich erinnere mich an viele Gespräche mit Hörerinnen und Hörern aller Altersgruppen und ganz unterschiedlicher Herkünfte an diesem Tag und an deren intensive, ehrliche Neugier: Das interessiert uns, davon wollen wir mehr erfahren. Was hat diese Zeit mit uns heute zu tun, was ist anders, was wirkt fort? Es geht natürlich auch um Machtstrukturen, die fortwirken, auch in Deutschland, Europa und weltweit.

*Wie können wir uns die Planung in den Redaktionen und Programmen für so ein Thema vorstellen, das ja ganz viele verschiedene Aspekte hat?* Jede Redaktion, jedes Programm macht's anders. Am

Anfang geht's um das gemeinsame Nachdenken, die jeweils eigene Idee, den eigenen Zugang zum Thema. Dann geht's um die Suche nach Autorinnen und Autoren und natürlich das Wie der Sendung im linearen Programm und online. „Weltspiele – Sport und Kolonialismus“ heißt die Reihe der Sportredaktion im Deutschlandfunk – Fußball beispielsweise in Algerien als wesentliches Medium auch der Unabhängigkeitsbewegungen. Die Wirtschaftsredaktion machte sich weltweit auf die Suche nach Spuren des Kolonialismus in China und landete in der Gegenwart und beim Lieferkettengesetz, um Firmen an Menschenrechte zu binden. Und das Team der Sendung „Kulturfragen“ machte sich in Interviews mit Philosophinnen, Historikerinnen, Kolonialismus-Forschern und Museumsfachleuten aus verschiedenen Ländern auf die Suche nach neuen Perspektiven und Denkanstößen in der Debatte über Dekolonisierung.

*Und dann wurde in den USA George Floyd von einem Polizisten getötet und die Black Lives Matter-Bewegung war plötzlich überall präsent – wie haben Sie darauf reagiert, dass eine bestimmte Facette des Denkfabrik-Themas dadurch eine so dramatische Aktualität bekommen hat? Ist anderes,*

*lange geplantes dafür in den Hintergrund getreten?* Niemand kann hinter das Wissen um diesen rassistischen Mord zurück. Niemand kann die Realität von Rassismus abstreiten, kleinreden oder gar ignorieren. Die weltweiten Proteste und Demonstrationen seither markieren für mich noch viel mehr. Die Debatten dazu erreichen längst Europa und Deutschland. Das ist zum einen ein systemischer, struktureller Rassismus und das ist Polizeigewalt. Und die Fragen, die sich aufgrund dieser Themen stellen, sind noch längst nicht beantwortet. Die Suche nach Antworten auf diese Fragen in diesem Denkfabrik-Jahr wird uns weiter begleiten. Und zu Ihrer Frage, ob andere Themen dafür in den Hintergrund getreten sind: Aktualität ist unser Job!

*Was haben Sie aus diesem Denkfabrik-Jahr gelernt? Sowohl mit Blick auf das Thema als auch auf die besonderen Umstände, gab es Besonderheiten im Vergleich zu den Themen des Vorjahres?* Corona ist die Herausforderung dieses Jahr, auch für alle Aktivitäten der Denkfabrik, denn wir wollten sehr viele Veranstaltungen im ganzen Land organisieren. Das war nicht möglich. Was aber in den beiden Funkhäusern so ganz anders als in den Vorjahren möglich wurde, das war das Nachdenken über uns selbst, unser Tun und unsere Herkunft.

*Welche Hörer\*innen-Reaktionen sind Ihnen besonders im Gedächtnis geblieben?* Seit dem Frühjahr war in unse-

ren beiden Funkhäusern natürlich wie überall und seither Corona präsent: Der Sendungsalltag ist ein anderer. Es gilt die Kolleginnen und Kollegen zu schützen, in wechselnden Teams zu arbeiten und zugleich die Sendefähigkeit aufrecht zu erhalten. Ich erinnere mich sehr gut an einen Moment im Frühjahr. Wir haben in Köln in einer Sendung über das separierte Arbeiten im Haus hinter Plexiglas berichtet, über die so ganz andere Zusammenarbeit aller Gewerke im Haus und auch von vielen Veranstaltungen, Konzerten, Diskussionen, die eigentlich lange geplant waren überall im Land, aber nicht stattfinden konnten. Mittendrin meldete sich ein Hörer und fragte: „Wo steckt eigentlich die Denkfabrik in diesem Jahr? Wo taucht sie wieder auf? Wie kommt sie zu uns?“ Das Thema war ja nie weg in diesem Jahr, aber aufgrund der Corona-Lage gilt es zu improvisieren und das haben wir getan. Mit den Worten meiner Kollegin Marie Sagenschneider, der Wortchefin von Deutschlandfunk Kultur: „Radio geht immer!“

*Gab es für Sie ein Denkfabrik-Highlight in diesem Jahr?* Das ist für mich am Ende dieses herausfordernden Jahres, das ohne Corona begann, das wiederum so große Engagement unserer Kolleginnen und Kollegen. Sie haben sich immens mit eigenen Sendungen, Themen- und Beitragsschwerpunkten eingebracht. Und mein Highlight in diesem Jahr – das sind die Diskussionen und Veranstaltungen,

die in beiden Funkhäusern stattgefunden haben. Auch wir selbst haben uns gefragt, wie sieht unsere kleine Deutschlandradio-interne Welt 2.0 aus: Sind wir divers genug? Nennen wir die Dinge beim Namen? Werden wir verstanden und gehen wir bewusst und sensibel mit Sprache um, unserem wichtigsten Instrument? Die Diskussionen darüber haben gerade erst begonnen.

*Ihr Fazit auf dieses und ein Ausblick auf die nächste Jahr?* Nur wer weiß, woher er kommt, weiß, wohin er geht. Das ist die Denkfabrik 2020 für mich. Und für 2021 hoffe ich auf viele Außenveranstaltungen und endlich wieder den direkten Kontakt mit unseren Hörerinnen und Hörern, unbedingt!

Die Fragen stellte Shaniqua Packruhn, Trainee, Abteilung Kommunikation und Marketing

KAPITEL 3

# PLÄDOYER FÜR EINEN PERSPEKTIV- WECHSEL





Alice Hasters, geboren 1989 in Köln, lebt in Berlin. Sie studierte Journalismus in München und arbeitet unter anderem für die „Tageschau“ und den rbb. Ihr Podcast „Feuer & Brot“ (gemeinsam mit Maxi Häcke) handelt von Feminismus und Popkultur. 2019 erschien bei Hanser ihr Buch „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen. Aber wissen sollten“.

Deutschlandfunk, Essay und Diskurs, Beitrag aus der 7-teiligen Reihe „Identitäten“

## WARUM WEISSE MENSCHEN SO GERNE GLEICH SIND

Es sind Weiße, die bis heute von der Konstruktion der Rassifizierung profitieren. Denn sie waren es, die sich das alles ausgedacht haben. Ein Gespräch darüber zu führen, ist ihnen oft so unangenehm, dass sie unterschiedlichste Methoden anwenden, um es zu umgehen: zum Beispiel mit dem Verweis auf ein anderes Problem, mit einem emotionalen Ausbruch oder schlicht mit Ignoranz. Oft wird darüber diskutiert, ob Rassismus tatsächlich existiert oder nicht, mit einem starken Interesse

daran, diese Frage mit Nein beantworten zu können.

„Aber wir sind doch alle gleich!“ So reagieren vor allem weiße Menschen oft, wenn die Sprache auf Rassismus kommt. Sobald weiße Menschen und ihre Privilegien in der Gesellschaft benannt werden, sagt Autorin Alice Hasters, scheint ihnen Gleichsein plötzlich wichtig und Hautfarbe egal zu sein.

### Denkstruktur hinter rassistischen Handlungen und Äußerungen erkennen

Dass das so ist, ist eigentlich nicht verwunderlich, denn so viel haben die meisten Men-

schen schon verstanden: Rassistisch soll man nicht sein. Eine geläufige Annahme ist: Rassismus, das sei nur offener Hass, Verachtung, und trete nur noch vereinzelt auf, am rechten Rand. Niemand möchte ein Rassist sein. Wirklich niemand. Selbst Anhänger rechter Gruppierungen beteuern immer wieder, sie seien keine Rassisten. „Ich bin kein Nazi, aber ...“ ist ein beliebter Satzanfang bei deutschen Diskussionen und dient dazu, ambivalentes Verhalten zu rechtfertigen: Man möchte rassistische Gedanken äußern können und sich gleichzeitig von Rassismus distanzieren. Menschen, die so argumentieren, machen einen Fehler: Sie unterscheiden nicht zwischen Rassismus und Rechtsradikalismus. Das sind keine Synonyme. Wo Rechtsradikalismus immer rassistisch ist, ist Rassismus oft nicht radikal. Nicht die Intention qualifiziert eine Handlung oder eine Aussage

als rassistisch, sondern die Denkstruktur, die dahinter steckt. Sie zu erkennen, bedarf der Aufklärung über Geschichte und soziale Strukturen. Doch die Aufklärung bleibt eben oft aus. Ein Grund dafür ist Bequemlichkeit. Sich mit Rassismus auseinanderzusetzen ist anstrengend. Auch für mich, die von Rassismus betroffen ist.

### **Systemischer Rassismus ist schon lange und massiv verankert**

Für Rassismus gibt es unterschiedliche Definitionen: Ibram X. Kendi definiert ihn in seinem Buch „Gebrandmarkt“ zum Beispiel so: „Jegliche Vorstellung, die eine bestimmte ethnische Gruppe als einer anderen ethnischen Gruppe unterlegen oder überlegen betrachtet.“ Theoretisch stimmt das – praktisch berücksichtigt diese Definition die bereits bestehenden Machtverhältnisse jedoch nicht. Wenn ich von Rassismus spreche, dann meine ich diesen wirkungsvollen, systemischen Rassismus, der im Stande ist, Menschen zu unterdrücken. Er ist schon so lange und so massiv in unserer Geschichte, unserer Kultur und unserer Sprache verankert, hat unsere Weltsicht so sehr geprägt, dass wir gar nicht anders können, als in unserer heutigen Welt rassistische Denkmuster zu entwickeln.

### **Mikroaggressionen verursachen in der Summe unerträgliche Schmerzen**

Es kann zum Beispiel sein, dass man am Tag gegen Rassismus demonstriert – und trotzdem Angst bekommt, wenn einem nachts ein Schwarzer Mann über den Weg läuft. Oder dass man kurz überrascht ist, wenn eine Frau mit Hidschab perfekt Deutsch spricht. Auch wenn diejenigen, die auf die andere Straßenseite wechseln oder kurz verdutzt sind, nicht weiter darüber nachdenken und glauben, diese eine Sekunde, diese eine harmlose Handlung, bliebe unbemerkt und würde keinen großen Unterschied machen, tut sie es doch. Und zwar für die Betroffenen. Eine deutsche Hidschabi bekommt täglich verdutzte Blicke, wenn sie den Mund aufmacht. Ein Schwarzer Mann sieht in seinem Leben Hunderte verängstigte Gesichter, wenn er durch die Straßen läuft. Sie bemerken es. Ich bemerke es. Diese kleinen Momente, sie wirken wie Mückenstiche. Kaum sichtbar, im Einzelnen auszuhalten, doch in der Summe wird der Schmerz unerträglich. Diese Mückenstiche haben einen

Namen: Mikroaggressionen. Davon gibt es unterschiedliche Abstufungen. Das können Angriffe oder Beleidigungen sein wie die Verwendung des N-Wortes oder Aussagen wie: „Wir sind hier in Deutschland.“ Es können unbewusste Handlungen sein, etwa wenn eine Frau ihre Tasche umkrallt, sobald ich mich in der Bahn neben sie setze.

### **Schweigen lässt Rassismus nicht verschwinden**

Dass weiße Menschen ihre eigenen Aussagen verharmlosen und empfindlich reagieren, ist häufig der Grund, warum ich nichts sage, wenn mir Rassismus im Alltag begegnet. Doch das ist ungesund. Rassismus macht krank. Das belegen Studien und bestätigen Psychologinnen. Die Ansammlung dieser Mikroaggressionen kann zu Erschöpfung bis hin zu Depressionen führen. „Your silence will not protect you“ – Euer Schweigen schützt euch nicht. Das schrieb die Schwarze Dichterin und Aktivistin Audre Lorde. Schweigen zu brechen mache Angst, gerade weil das Risiko bestünde, dass man missverstanden oder verletzt würde. Doch die Dinge müssten dennoch ausgesprochen werden, sagt Lorde. Denn die Missstände sind kein Phänomen des rechten Randes, sondern schon lange in der sogenannten Mitte der Gesellschaft angekommen. Heute diskutieren wir darüber, ob man überhaupt Menschenleben auf dem Mittelmeer retten muss. Wir haben nichts mehr dagegen, wenn nicht-weiße Menschen unter Generalverdacht gestellt werden. In dieser Stimmung begann ich mich zu fragen, wie lange ich noch mitlachen, schweigen, gut zureden musste. Wie viele Mückenstiche ich noch ertragen muss. Wie schwer die Bürde sein dürfte, bevor ich anfangen könnte, mich zu beschweren. Aber ich begriff, dass es die falsche Haltung war. Da hätte ich lange warten können. Die richtige Frage war: Warum muss ich überhaupt irgendeine Bürde tragen? Wer hat mir die auferlegt? Ich denke, dass die Menschen, die meine Wut über all das verursachen, von ihr wissen sollten. Am Ende braucht es weniger emotionale Energie, Konflikte offen anzusprechen, als sie alleine zu tragen. Auch wenn ich damit rechnen muss, dass weiße Menschen mir oft nicht glauben. Das, was man braucht, ist Mut. Mut, sich verletzlich zu zeigen und anderen zuzumuten, sich genauso unwohl zu fühlen wie man selbst.



Deutschlandfunk, Corso, Podcastserie über Identitäten und Perspektivwechsel

## DURCH DEINE AUGEN

### Wie ist die Idee entstanden?

**Kolja Unger:** Im Herbst 2019 bekam ich das Angebot, einen Podcast zum Thema „Identitätspolitik“ zu machen. Für mich erstmal ein Kampfbegriff für Debatten in sozialen Medien, bei denen es um Deutungshoheit geht und die in Windeseile eskalieren. Ich dachte mir: Warum zur Hölle soll gerade ich etwas zu

In ihrer Podcastreihe über Identitäten und Perspektivwechsel schicken die Schwarze Künstlerin Sarah Fartuun Heinze und der weiße Redakteur Kolja Unger einander Situationen aus dem Leben des jeweils anderen und stellen sich die Frage: Was braucht es, um einander besser zu verstehen?

diesem Thema machen? „Weil es uns alle angeht“, war die Antwort von „Corso“-Redakteur Raphael Smarzoch. Kurz darauf habe ich in Cottbus Sarah Fartuun Heinze kennengelernt, eine sehr offene, kritische und kreative Schwarze Künstlerin.

**Sarah Fartuun Heinze:** Nach Cottbus zu gehen und auch

dort zu bleiben war eine politische Entscheidung für mich. Aus der ersten Begegnung mit Kolja Unger folgte ein regelmäßiger Austausch.

**Kolja Unger:** Wir führten Gespräche über Kultur, Politik und Gesellschaft, bei denen immer unterschiedliche oder auch ähnliche persönliche Erfahrungen eine Rolle spielten. Und irgendwann habe ich Sarah gefragt, „Sag mal, kannst du dir nicht vorstellen, eine Podcastreihe zu dem Thema Identitäten mit mir zusammen zu machen?“

### Perspektivwechsel intensivieren

**Sarah Fartuun Heinze:** Ein halbes Jahr sind wir also in einen sehr intensiven und persönlichen Austausch miteinander getreten.

**Kolja Unger:** Wir haben diskutiert, über Rassismus, Sexismus und Klassismus. Nicht als abstrakte Konzepte, sondern welche Rolle diese Kategorien in unseren Leben spielen.

**Sarah Fartuun Heinze:** Das verlief nicht immer konfliktfrei.

**Kolja Unger:** Aber immer respektvoll.



**Sarah Fartuun Heinze:** Wir lernten einander zu vertrauen und uns besser in den oder die jeweils andere hineinzusetzen.

**Kolja Unger:** Diese Erfahrung des Perspektivwechsels wollten wir noch weiter intensivieren. Für uns, aber auch für ein Radio- und Podcastpublikum.

### Intensive Biographiearbeit

**Sarah Fartuun Heinze:** Also haben wir einander an Orte und zu Menschen geschickt, die für unsere jeweiligen Biographien von Bedeutung sind.

**Kolja Unger:** So kam es, dass ich ohne Sarah drei Tage bei ihren Eltern im Schwabenlände verbracht habe.

**Sarah Fartuun Heinze:** Oder, dass ich mich mit Koljas Ex-Freundin Derya in Berlin getroffen habe.

**Kolja Unger:** Sich dieses Vertrauen zu erarbeiten und immer wieder, gemeinsam, auf die Probe zu stellen, war nicht einfach.

**Sarah Fartuun Heinze:** Die Arbeit an dieser Podcastserie war für uns beide intensive, oft auch schmerzvolle Biographiearbeit.

**Kolja Unger:** Aber sie hatte auch eine heilende Wirkung. Letztendlich hat uns dieser sehr persönliche Austausch auch einen neuen Zugang zur Debatte über Identitäten verschafft.

**Sarah Fartuun Heinze:** Und zwar einen Zugewandten. Einen Nachsichtigen. Nicht gegeneinander, sondern als Team.

*Kolja Unger, freier Mitarbeiter Corso, Deutschlandfunk und Sarah Fartuun Heinze, freischaffende Künstlerin*



Gastkommentar von Carola Lentz, Programmheft Das Magazin 11/2020

## DIE DEBATTEN ÜBER KOLONIALISMUS ÖFFNEN!

Als ich 1987 zum ersten Mal in Nordghana bei der Familie zu Besuch war, die mich bald als deutsche Tochter aufnahm, saß ich jeden Abend mit meinem Gastgeber Anselmy Bemile zusammen.

Der Kolonialismus hatte weltweit unterschiedliche Gesichter. Wir sollten uns mehr für die Vielfalt der Erfahrungen und Erinnerungen interessieren. Hier geduldig zuzuhören und miteinander ins Gespräch zu kommen, ist Voraussetzung für einen verantwortungsvollen Umgang mit dem kolonialen Erbe.

Damals Mitte 70, genoss er nach vielen Jahren Arbeit als katholischer Katechet, Arbeitsmigrant und Bauer seinen Ruhestand. Allabendlich erteilte er mir Lektionen über die Geschichte seiner Familie und der Region, seinen Lebensweg und die Kultur der Dagara, zu denen die Familie gehört. Erin-

nerungen an die Kolonialzeit spielten kaum eine Rolle. Erst als ich später gezielt fragte, erwähnte er etwa Zwangsarbeit beim Straßenbau oder erklärte lokale Spitznamen für britische Kolonialbeamte. Viel wichtiger war ihm die Ankunft der katholischen Missionare in den 1930er-Jahren. Im benachbarten Burkina Faso dagegen sprachen die Dagara-Ältesten häufiger spontan über die Härten des Kolonialregimes. Besonders ein von den Franzosen eingesetzter Dagara-Chief habe die Bevölkerung tyrannisiert, und viele seien vor Zwangsarbeit, Steuereintreibung oder Militärdienst in die britische Kolonie geflüchtet. Für die aktuellen Existenznöte sei aber nicht diese ferne Vergangenheit, sondern die amtierende Regierung verantwortlich. Unterschiedlich sind nicht nur die bäuerlichen Erinnerungen an die Kolonialzeit, sondern auch die offiziellen erinnerungspolitischen Diskurse, wie sich zum Beispiel bei den afrikanischen Unabhängigkeitsjubiläen im Jahr 2010 beobachten ließ. In der Côte d'Ivoire etwa proklamierte der Präsident, das Land sei nicht 1960, sondern erst mit seinem Amtsantritt wirklich unabhängig geworden. In Madagaskar betonte man die jahrhundertelange Kontinuität eines souveränen Nationalstaats, des Merina-Königreichs; der blutig niedergeschlagene antikoloniale Aufstand von 1947 spielte im offiziellen Erinnern keine Rolle. Die Reihe der Beispiele ließe sich fortsetzen.

Hinter diesen Erinnerungen stehen zum einen verschiedene koloniale Regime und Geschichten der Dekolonisierung. Zum anderen wird deutlich, wie unterschiedlich die Erfahrungen verschiedener Akteure waren. Und dass sich Erinnerungen verändern, wenn es neue Herausforderungen zu bewältigen und andere Zukünfte zu entwerfen gilt. Darum nehmen auch in der deutschen Öffentlichkeit derzeit Debatten um das koloniale Erbe an Fahrt auf. Auf der Suche nach historischen Anknüpfungspunkten für das wiedervereinigte und diverse Deutschland stößt man jenseits der Weimarer Republik auf seine koloniale Vergangenheit, einschließlich kolonialer Verbrechen, die bisher eher nur von Historikern und Ethnologinnen erforscht wurden. Zugleich wird „Kolonialismus“ für Migranten, Schwarze Deutsche und People of Colour zum Topos, der ihre Erfahrungen von Ausgrenzung und Diskriminierung geschichtlich verortet; bei der Forderung nach Dekolonisierung geht es auch um ihre gesellschaftliche Anerkennung.



Wie kommen wir weiter? Als Ethnologin plädiere ich für genaues Hinschauen und geduldiges Zuhören. Außereuropäische Gesellschaften hatten und haben eine Geschichte auch jenseits ihrer Interaktion mit Europa, für die wir uns interessieren sollten. Die Kolonisierung war keineswegs allumfassend; es wäre paradox, jetzt nachträglich gedanklich das koloniale Projekt zu vollenden, das die Kolonialherren selbst nicht bewerkstelligt haben. Das heißt keinesfalls, Kolonialverbrechen und durch den Kolonialismus verursachtes Leid zu relativieren. Aber wir sollten uns für die Vielfalt von Erfahrungen und Erinnerungen in den ehemaligen Kolonien und in den kolonialen Metropolen interessieren. Diesen Stimmen zuzuhören und sie miteinander ins Gespräch zu bringen, kann Wege in eine gerechtere Zukunft aufzeigen.

Carola Lentz ist Ethnologin und Seniorforschungsprofessorin an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Seit vielen Jahren forscht sie u. a. zu Ethnizität, Nationenbildung und Erinnerungspolitik in Afrika. Seit November 2020 ist sie Präsidentin des Goethe-Instituts.



Deutschlandfunk Kultur, Radiokunst, 4-teilige Reihe

## MAWJÄT MARTENOT

Von Berlin nach Kairo – und zurück. Eine französische Musikerin und ein britisch-irakischer Musiker treffen sich, um mit einem elektronischen Instrument der 1920er Jahre zu experimentieren. Inspiriert von einem historischen Vorschlag entstehen ganz neue Klänge.

Mady Humbert-Lavergne war eine von nur zwei Frauen auf dem internationalen Kongress für Arabische Musik in Kairo

1932 – und hatte einen avantgardistischen Vorschlag. Inmitten hitziger Diskussionen über die Verwendung europäischer Musikinstrumente empfahl sie die Ondes Martenot, ein frühes elektronisches Instrument, das „alle arabischen Melodien spielen kann“.

Die Idee blieb fast 90 Jahre ungehört. Bis sich im Sommer 2020 die Ondes Martenot-Spielerin Julie Normal und der Musiker und Komponist Khyam Allami in Berlin trafen, um zu überprüfen, wie man auf dem Instrument arabische Intervalle spielen kann. Wie können aus den französischen „Wellen“ – Ondes – arabische Mawjät werden?

Das Instrument hat ein Band, mit dem die Tonhöhe stufenlos verschoben werden kann. Es ist also für die mikrotonalen Intervalle der arabischen Musik bestens geeignet.

Wieso aber kam der innovative Vorschlag 1932 nicht von Paul Hindemith, Béla Bartók oder Alois Hába, die als zeitgenössische experimentelle Komponisten ebenfalls am Kairo-Kongress teilnahmen?

Der Kairoer Musikkongress war eng mit einer Gruppe Berliner Musikwissenschaftler verbunden, unter ihnen Curt Sachs. Auch er kannte die europäische Szene elektronischer Musik. Als Vor-



sitzender der Kommission für Musikinstrumente argumentierte er aber vehement gegen die Einführung europäischer Instrumente in der arabischen Musik.

„Klaviere bedrohen das einheimische Tonartensystem“ – die Berliner wollten die arabische Musikpraxis vor dem Einfluss der Moderne „retten“. Musikinstrumente sollten auf Kompositionen folgen, nicht umgekehrt. Dabei war den Wissenschaftlern bekannt, dass sich Musik stets mit der verfügbaren Technologie weiterentwickelt.

Demgegenüber befürworteten viele ägyptische, aber auch europäische Delegierte das Klavier – und damit festgelegte Tonschritte. Nur so lasse sich die Musik gut notieren, vermitteln und entwickeln. Mohamed Fathi etwa, der spätere Leiter des arabischen Musikinstituts in Kairo, wandte sich an die Berliner: „Beurteilen Sie unsere Musik nicht mit Ihren, sondern mit unseren Ohren und unseren Gefühlen.“

Doch die Berliner Delegierten zogen eine scharfe Linie zwischen dem „Hier & Jetzt“ der Avantgarde in der Weimarer Republik und dem „Dort & Damals“ der arabischen Länder. Eine orientalistische Perspektive, die den „Anderen“ Zeitgenossenschaft verweigerte.

Diese Sichtweise hat Mady Humbert-Lavergne radikal durchbrochen. Sie war ihrer Zeit voraus und inspiriert heute Julie Normal und Khyam Allami. Am Ende ihres Experiments steht ein Aufsatz für die Ondes Martenot mit Dutzenden Mulden und kleinen Nägeln, verteilt über die sieben Oktaven des Instruments. Sie markieren die Tonwerte einer arabischen Skala, die der islamische Gelehrte al-Farabi bereits im 10. Jahrhundert festhielt.

Damit ist es möglich, Mady Humbert-Lavergnes Vorschlag zu realisieren. Neue Kompositionen sollen entstehen: eine verspätete Premiere für eine radikale musikalische Idee.



Gastkommentar von Veye Tatah, Programmheft Das Magazin 07/2020

## KOLONIALISMUS EBNETE DEN WEG FÜR RASSISMUS

Als Jugendliche träumte ich, Europa oder die USA zu bereisen, um die Paradiese der Reichen und Schönen aus dem TV zu erleben. Mit 19 Jahren wurde mein Traum wahr. Ich reiste

Gegen Hass und Ausgrenzung müssen wir uns für eine gerechte und friedliche Gesellschaft engagieren. Wir müssen uns ernsthaft mit der Entkolonialisierung auseinandersetzen. Dann kann ein echter Perspektivwechsel bei Menschen und Medien gelingen.

zum Studium nach Deutschland. Deutschland war schön, sauber und überall ordentlich – bis ich merkte, dass es zwar ein Paradies war, aber nicht für Menschen mit Migrationshintergrund. Anstarren, manchmal Hass in den Augen, die tägliche Ablehnung lösten etwas in mir

aus: Ich wollte wissen, warum manche Weiße Schwarze hassen und warum die Medien Afrika so negativ darstellen.

Dieses Bild Afrikas in Deutschland (Armut, Kriege, kurz Chaos pur) schockierte mich. Die meisten Berichte über Schwarze hatten etwas Abwertendes. Positive Berichte handelten von der Tierwelt oder von Landschaften. Das Bild des unterentwickelten Afrikas wurde von den Kolonialherren erschaffen und wird von den Medien und NGOs reproduziert. Schulbücher verfestigen es in Köpfen von Kindern.

Eurozentrismus setzt europäische Werte und Normen für alle Lebensbereiche voraus. Die einseitige Sicht verschweigt die brutale Unterdrückung und Ermordung der Einheimischen, die Ausbeutung der Ressourcen oder das Anzetteln von Stellvertreterkriegen. Eine Nachwirkung dieser Darstellung führte zur „Entmenschlichung“ der Schwarzen. Die Angst vor dem Schwarzen Mann entstand. Jahrzehntelange Berichte durch Filmindustrie, Veröffentlichungen jeglicher Art, durch Gelehrte und Erzählungen haben erreicht: Minderwertigkeitskomplexe bei farbigen

Menschen sowie Überlegenheitsdenken bei den Weißen. In Afrika wurde ein positives Bild vom weißen Europa vermittelt. Alles Schwarze wurde als primitiv und nicht schön tituliert. Das Christentum nutzte einen weißen Jesus und zementierte das Minderwertigkeitsgefühl der Schwarzen.

Um diese einseitige Darstellung Afrikas zu korrigieren, gründete ich 1998 das Magazin „Africa Positive“. Ich wollte zu einer differenzierten, kritischen und ausgewogenen Berichterstattung beitragen. Trotz 60 Jahren „Unabhängigkeit“ sind viele afrikanische Länder wirtschaftlich noch immer direkt vom Westen abhängig. Die Ressourcen Afrikas werden ausgebeutet und im Westen verarbeitet. Das verhindert die Industrialisierung Afrikas und die Schaffung von Arbeitsplätzen. Die Realität ist: Jeder Staatschef in Afrika, der ernsthaft versuchte, diesen Zustand zu verändern, wurde gestürzt oder ermordet. Heute müssen die Ex-Kolonialmächte keinen Putsch inszenieren. Ihre Werkzeuge IWF, Weltbank usw. verhängen Wirtschaftsembargos gegen Länder, die nicht gehorchen. Im kolonialen Kontext entstand die Entwicklungspolitik. Sie dient dazu, die mentale und wirtschaftliche Abhängigkeit Afrikas aufrechtzuhalten. Kein Land konnte seine Volkswirtschaft durch Entwicklungshilfe aufbauen. Europas Entwicklungsvorsprung entstand durch die brutale Ausbeutung der Kolonien. Gemeinsam müssen wir uns mit den Nachwirkungen des Kolonialismus auseinandersetzen, um die Herausforderung in Afrika zu verstehen. Europa und Afrika müssen sich entkolonialisieren, um auf einer Win-win-Basis zu arbeiten. Rechtsextremismus und Rassismus bedienen sich kolonialer Ideologien und führen zur systematischen Diskriminierung nichtweißer Personen etwa bei Wohnungs- und Jobsuche, Bildung und Justiz.

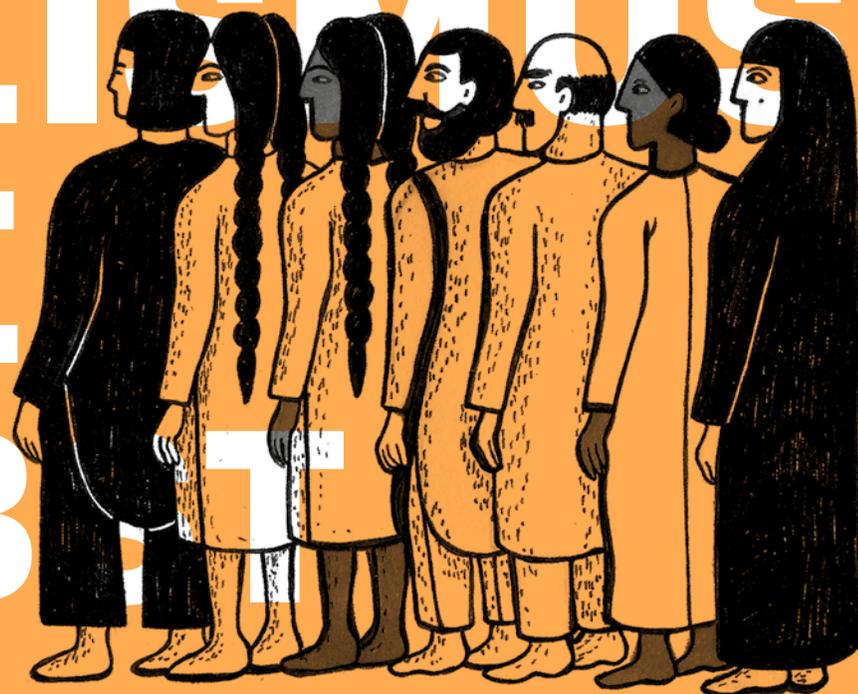
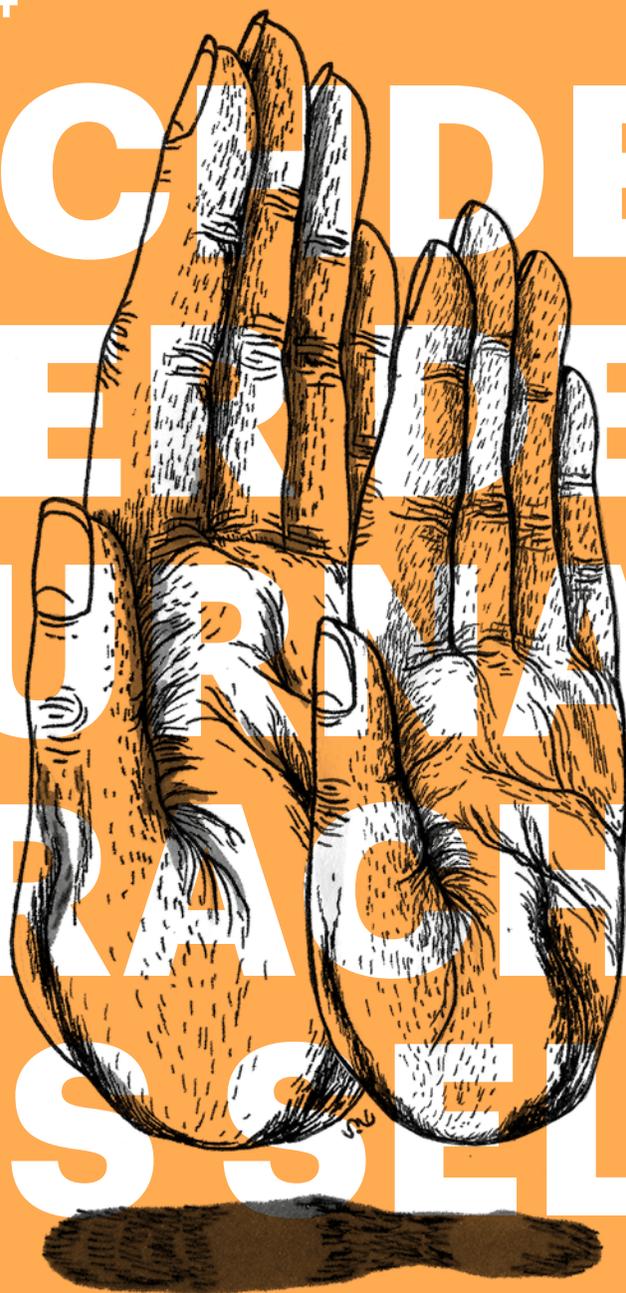


Das Zusammenleben erfordert von jedem, aus seiner Komfortzone hinauszutreten und das Leben des anderen zu verstehen. Kein Mensch entscheidet, ob er weiß oder nicht-weiß geboren wird. Die Rassenunruhen in den USA zeigen, dass wir entschieden gegen Diskriminierung kämpfen müssen, dass wir alle im selben Boot sitzen.

Veye Tatah ist Informatikerin und Chefredakteurin des Magazins „Africa Positive“. Sie setzt sich für ein selbstbewusstes, eigenständiges Afrika ein. Für ihr Engagement erhielt sie das Bundesverdienstkreuz am Bande.

KAPITEL 4

# NACHDENKEN ÜBER JOURNALISMUS, SPRACHE UNSELBST



Deutschlandfunk Kultur, Werkstattbericht

## „DEKOLONISIERT EUCH!“ EIN WERKSTATTBERICHT

Welche Perspektiven fehlen uns? Welche Geschichten erzählen wir nicht, weil unsere Redaktionen zu „weiß“, zu gebildet, zu wenig divers sind? Und damit kaum repräsentativ für die Gesellschaften, über die wir berichten.

Es hat einige Zeit gebraucht, um zu diesen Fragen zu kommen. Am Anfang war Erstaunen – „Huch, wieso haben

denn unserer Hörerinnen und Hörer dieses Thema ausgewählt?“, dann Ratlosigkeit – „Was bedeutet Dekolonisierung? Und was hat das mit mir zu tun?“

Soviel Verunsicherung war selten. Was gehört in dieses Feld, wo sind die Grenzen, wie nähere ich mich an? Also haben wir uns Gäste eingeladen, um das Thema einzukreisen: den Berliner Aktivistin Tahir Della, der sich für die Umbenennung von Straßennamen einsetzt, den Hamburger Afrikawissenschaftler Jürgen Zimmerer oder auch Nanette Snoep, die Direktorin des Kölner Rautenstrauch-Joest-Museums, das sich auch die Dekolonisierung der eigenen Institution auf die Fahne geschrieben hat. Und wir haben von Kolleginnen profitiert, die von ihren Besuchen in Kamerun berichteten, oder von ihrer Arbeit in internationalen journalistischen Netzwerken. Die Konferenzräume waren immer voll – in Zeiten vor Corona –, das Interesse enorm, offensichtlich hat das Thema auch bei uns einen Nerv getroffen: Das eigene Tun, die internen Strukturen werden in Frage gestellt. Es ist ein langer Prozess, der erst begonnen hat, viele Felder umfasst und im ersten Schritt ein großes Lernen bedeutet: Was müssen wir unternehmen, um unsere Redaktionen diverser zu gestalten? Wie hinterfragen wir unsere Berichterstattung, unsere Sprache etc.? Hat man einmal damit begonnen, fällt einem immer mehr auf. Zum Beispiel, dass wir sehr unbedacht „Fremdenfeindlichkeit“ in den Nachrichten oder Berichten über den Anschlag in Hanau verwendet und damit Stereotype reproduziert haben. Denn die Menschen, die bei

dem Anschlag getötet wurden, lebten teilweise schon sehr lange in Deutschland oder sind hier geboren worden. „Fremde“ sind sie nicht, sie werden zu Fremden gemacht. Wir testen uns selbst mit solchen Fragen:

Wie würde ich über einen weißen Europäer berichten, der ...

**... IM MITTELMEER ERTRUNKEN IST.**

**... EIN GEWALTVERBRECHEN BEGANGEN HAT.**

**... EINE AUSSERGEWÖHNLICHE LEISTUNG VOLLBRACHT HAT.**

Die Perspektive zu wechseln ist ein zentraler Aspekt, dazu zählt auch, mit Journalistinnen und Journalisten zu arbeiten, die heimisch sind in den Ländern, über die wir berichten. Wir berichten stärker nicht nur über sie, sondern lassen sie selbst berichten. Was zuweilen sehr mühsam ist, wie Tabea Grzeszyk bei einem Interview mit dem nigerianischen Investigativjournalisten Kola-wole Talabi erfahren hat: Erst gab es einen Stromausfall und kein Internet, dann ging das Handymikrofon kaputt. Aber Hartnäckigkeit zahlt sich aus, wie man in unserer Serie „Blinde Flecken des Journalismus“ hören kann.

Gehen wir anders aus diesem Jahr raus, als wir reingekommen sind? Auf jeden Fall. Alle haben verstanden, dass „Dekolonisiert Euch!“ kein Thema der Vergangenheit und der Kolonialzeiten ist, sondern unsere Gegenwart bestimmt. Wir verstehen es als Forderung – und Herausforderung – an uns selbst.

Marie Sagenschneider, stellvertretende Programmchefin Deutschlandfunk Kultur

**„Wir sind auf einen Austausch der Perspektiven zwischen Deutschland und den Gastländern angewiesen. Die spannende Podcast-Kooperation mit Deutschlandfunk Kultur bringt genau diese unterschiedlichen gesellschaftlichen und kulturellen Sichtweisen zusammen.“**

Marc-André Schmachtel  
Goethe-Institut

Deutschlandfunk Kultur, Projekt „Mehrsprachiger Podcast“ in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut

## DEKOLONISIERT EURE OHREN

Deutschlandfunk Kultur und das Goethe-Institut entwickeln gemeinsam ein Podcastformat, das die Möglichkeiten des mehrsprachigen und transkulturellen Storytellings feiern und weiterentwickeln soll. Deutschlandradio kommt mit dem Projekt seinem Auftrag, die kulturelle Vielfalt Deutschlands darzustellen und damit zur gesamtgesellschaftlichen Integration beizutragen, in einer besonders innovativen Form nach.

Farsi, Litauisch, Arabisch, Spanisch, Türkisch – in Deutschland werden hunderte Sprachen und Akzente gesprochen.

Im Radio ist von diesem Reichtum nur wenig zu hören. Ein paar Sekunden, dann verschwinden die Originalsounds in den Hintergrund. In einer Reihe von Kurzdokus wollen wir es anders machen – am 22. Dezember erzählen wir in einer „Feature“-Sondersendung Geschichten, in denen Deutsch und je eine weitere Sprache gleichberechtigt nebeneinander stehen.

Die Sendung ist gleichzeitig auch Castingplattform für ein neues Podcastprojekt, das im März 2021 in Kooperation mit dem Goethe-Institut an den Start geht. An vielen Details – unter anderem dem finalen Namen – wird zur Zeit noch gefeilt. Einige Eckpunkte sind aber schon klar: Es wird ein Storytelling-Podcast und jede Geschichte wird mehrsprachig erzählt.

Entstanden ist die Idee zum Format aus einem kritischen Blick in die eigene „Feature“-Redaktion. Die Themen sind vielfältig, erzählt werden sie aber hauptsächlich aus weißen Perspektiven. Einen Storytelling-Podcast zu besetzen, bei dem eine größere Diversität herrscht, hat sich als Herausforderung dargestellt, es

fehlten schlichtweg die Autor\*innen. Für das Casting war deshalb eine intensive Recherche und die Unterstützung verschiedener Netzwerke nötig.

Beim Auswahlprozess setzt sich die Redaktion aktiv damit auseinander, wie sich koloniales Gedankengut in Bewertungen und Entscheidungen einschleicht. Professionelle Unterstützung kommt dafür von Rebecca Sumy Roth von den Neuen deutschen Medienmacher\*innen. Sie begleitet die Entstehung des Podcasts von der Ausschreibung bis hin zur Besprechung einzelner Folgen. Dabei achtet sie besonders auf diskriminierungssensible Teamentwicklung, Text- und Bildsprache.

Zu der Arbeit rund um den Podcast werden auch regelmäßige „Radio Rooms“ gehören. Bei diesen Zusammenkünften soll es einen aktiven Austausch über Dramaturgie und Sound geben. In Workshops können unsere Autor\*innen ihre Qualifikationen weiterentwickeln und Kontakte knüpfen, damit ihre Arbeit auch über den Podcast hinaus ins deutsche Radio ausstrahlt.

Im März werden erste Ergebnisse dieses Prozesses zu hören sein. Wir hoffen, dass der Podcast Menschen erreicht, die wegen ihrer Deutschkenntnisse das öffentlich-rechtliche Programm nur sehr begrenzt nutzen können – obwohl doch auch sie dafür zahlen. Und er ist als Aufruf an alle gedacht dort hinzuhören, wo sonst runter gepegelt wird.

*Jenny Marrenbach, freie Projektleiterin Goethe-Institut, Deutschlandfunk Kultur*

## Rebecca Sumy Roth zum Projekt

*In vielen deutschen Redaktionen gibt es ein Diversitätsproblem. Was muss passieren, damit sich das ändert?* Um eine größere Themen- und Perspektivvielfalt ins Programm zu holen, braucht es mehr Autor\*innen mit unterschiedlichen Biografien und Lebenserfahrungen in den Redaktionen. Um etwas zu ändern, müssen sich Strukturen ändern und neue Hörgewohnheiten entwickelt werden.

*Was kann eine Prozessbegleitung bewirken?* Im besten Fall eine größere Sensibilität für etwas, was oft mit „unconscious bias“ beschrieben wird: Unbewusst getroffene stereotype Annahmen oder Erwartungen an Autor\*innen oder das Ergebnis einer Recherche.

*Um welche Themen ging es bisher bei der Arbeit an dem mehrsprachigen Podcast?* Wir haben bisher viel über Wording und mögliche vielfältigere Zielgruppen gesprochen.

*Die Fragen stellte Jenny Marrenbach, freie Projektleiterin Goethe-Institut, Deutschlandfunk Kultur*



Rebecca Sumy Roth ist Journalistin und Mitglied des Vereins Neue deutsche Medienmacher\*innen. Seit 2016 betreut sie ein Mentoringprogramm, das Journalistinnen mit Einwanderungsgeschichte dabei unterstützt, im deutschen Mediengeschäft Fuß zu fassen.



Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 6-teilige Reihe „Blinde Flecken des Journalismus“

## VIelfALT ALS LIPPENBEKENNTNIS

Weiß, männlich, gebildet: Deutsche Medienhäuser sind oft wenig repräsentativ für die Gesellschaft, über die sie berichten. Die tunesische Journalistin Asma Abidi will, dass sich Redaktionen endlich dieser Realität stellen.

„Hallo, ich heiße Asma und ich komme aus Tunesien. Ich wohne jetzt in Berlin, bin in Deutschland seit vier Jahren, ich bin Journalistin, aber auch Medientrainerin. Ich mache viel mit Sozialen Netzwerken, Fact-Checking und Medientraining.“

Asma Abidi hat „International Media Studies“ an der Deutschen Welle Akademie in Bonn studiert. Das Masterprogramm richtet sich an Journalistinnen und Journalisten aus Entwicklungsländern und wirbt damit, seine Alumni für „Führungspositionen im internationalen Medienbetrieb“ vorzubereiten. Führungspositionen in Deutschland sind dabei allerdings nicht gemeint.

„Das war für mich eine Überraschung, ich wollte hier in Deutschland was machen. Ich muss nicht unbedingt in Tunesien oder in Ägypten das machen. Ich habe gesagt: Ja, toll, ich will mitmachen, ich will von Deutschland über solche Länder berichten! Natürlich habe ich die Erfahrung, ich kenne die Sprache, ich kann alles koordinieren – und dann, das war ein bisschen eine Enttäuschung, habe ich entdeckt, Journalismus ist ein sehr geschlossener Bereich. Man braucht viele Kontakte, man braucht wirklich Zugang, das war ganz schwierig, reinzukommen.“

Vielfalt ist in deutschen Redaktionen vor allem ein Lippenbekenntnis – zu diesem Schluss kommt eine Studie des Vereins Neue deutsche Medienmacher\*innen.

„Viel Wille, kein Weg“ titelte der Verein im Mai 2020 und legte erstmals Zahlen zu Führungskräften im Journalismus vor. Demnach sind 94 Prozent aller Chefredakteurinnen und Chefredakteure der reichweitenstärksten Medien weiße Deutsche ohne Einwanderungsgeschichte. Unter den restlichen 6 Prozent mit Einwanderungsgeschichte sind keine Schwarzen Deutschen, keine Muslime und keine Angehörigen türkischer, polnischer oder russischsprachiger Communities vertreten, den größten Einwanderergruppen in Deutschland.

Migrantische Journalistinnen und Journalisten haben es schwer, egal, ob sie in Deutschland geboren sind, oder, wie Asma Abidi, seit ein paar Jahren hier leben. Ihre erste Geschichte hat die Journalistin nicht bei einem etablierten Medienhaus veröffentlicht, sondern auf der Website „Alphabet des Ankommens“.

„Das Alphabet des Ankommens war ein Projekt vom deutschen Comicverein mit Unterstützung der Bundeszentrale für politische Bildung. Wir haben verschiedene Comics, Features oder Geschichten entwickelt und das war eine ganz wichtige Erfahrung für mich, das war mein erster publizierter Artikel in Deutschland, das war auch auf Deutsch, das war in einem Buch und hatte viel Visibilität.“

Das Projekt war ein Anfang, es folgten weitere, doch die Themenvorschläge, die Asma Abidi an deutsche Redaktionen schickt, blieben ohne Antwort. Dabei werden ihre Sprachkenntnisse und Erfahrungen eigentlich dringend gebraucht.

Zu Beginn der Coronakrise suchte ein deutsches Medienhaus über Twitter eiligst nach Unterstützung, erinnert sich Asma Abidi. „Urgent! Wir brauchen jemanden, der Arabisch spricht, wir wollen unseren Corona-Content übersetzen! Es gab einen Shitstorm, die Leute haben gesagt: h, warum sucht ihr jetzt jemand? Habt ihr keinen Journalist, der Arabisch spricht? Ich glaube, das ist das Thema: Vielfalt ist wichtig, natürlich gibt es viel Diskussion über Vielfalt innerhalb Newsrooms oder Medienhäuser. Aber in Realität, Vielfalt war nicht eine Priorität und ich denke, es ist nicht, bis jetzt, eine Priorität.“

Vielfalt ist eine Frage der Qualität. Wenn deutsche Redaktionen über Themen wie Migration oder #BlackLivesMatter berichten, brauchen sie keine migrantischen Hilfskräfte, sondern vielfältige Journalistinnen und Journalisten, die Zugang zu unterschiedlichen Communities haben.

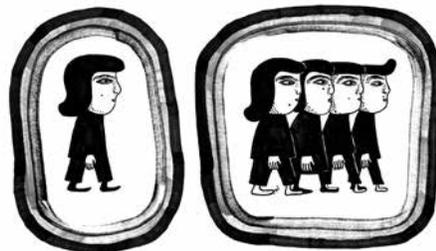
Asma Abidi hofft, dass sich deutsche Redaktionen dieser Realität stellen und Kolleginnen und Kollegen wie ihr eine Chance geben werden: „Wir leben in einer Welt, wo eigentlich solche Kompetenzen sehr wichtig sind. Wenn du eine Zeitung oder ein Medienhaus bist und du berichtest viel über manche Regionen oder Communities hier in Deutschland, die vielleicht auch andere Sprachen sprechen und andere Geschichten haben, ich glaube, Vielfalt ist wichtig – das ist einfach Teil unserer Koexistenz in diesem Land. Wir brauchen das, unsere Berichte und unser Reporting ist nicht komplett und nicht repräsentativ, wenn viele Stimmen fehlen.“

Asma Abidi, Journalistin und Tabea Grzeszyk, freie Autorin, Deutschlandfunk Kultur



### Blinde Flecken des Wissenschaftsjournalismus: Unsichtbar in Mexiko

Englisch ist die Sprache der Wissenschaft. Forscherinnen und Forscher aus Mexiko und Lateinamerika werden deshalb oft einfach ignoriert – sogar von den eigenen Medien. Dagegen kämpft die mexikanische Journalistin Laura Vargas-Parada.



### Blinde Flecken beim Datenschutz in China: Vorsicht, Kulturbrille!

Wir Deutschen geben nur ungern unsere Daten preis, weil wir unsere Privatsphäre schützen wollen. Warum viele Chinesinnen und Chinesen mit ihren persönlichen Daten ganz anders umgehen, erklärt die chinesische Reporterin Qian Sun.



### Blinde Flecken – Berichte über Afghanistan: Der orientalistische Blick

Schulen bauen und Frauen befreien. Darauf konzentrieren sich seit 20 Jahren die Berichte westlicher Medien aus Afghanistan. Der Journalist Emran Feroz kann dieses orientalistische Märchen nicht mehr hören.



### Blinde Flecken – Stereotype über Filipinos: Schließt den Menschenzoo!

Wenn über Filipinos berichtet wird, dann fast immer über rechtlose Wanderarbeiter und misshandelte Kindermädchen. Die Journalistin Purple Romero kämpft für einen Journalismus, der alle Menschen als handelnde Subjekte zeigt.

Die Illustrationen von Moshtari Hilal sind dem Buch „Unbias the News – Warum Journalismus Vielfalt braucht“, hrsg. von Hostwritter (2019), entnommen.



### Blinde Flecken im Lokaljournalismus: Nachrichtenwüste Nigeria

Geschichten, die freie Journalisten mithilfe westlicher Stipendien erzählen, haben ihr klar definiertes Publikum. Was aber wird aus all den anderen Geschichten? Der Nigerianer Kolawole Talabi fordert bessere Bezahlung für freie Journalisten.



Deutschlandfunk Kultur, Das Feature, Dekolonisiert Euch!

## DIVERSITÄT IM ÖFFENTLICH-RECHTLICHEN RUNDFUNK

Die Journalistin Hadija Haruna-Oelker und der Featureautor Lorenz Rollhäuser begeben sich auf eine Recherche-reise quer durch die Republik: Hamburg, Frankfurt, Köln, Berlin und München. In mehreren öffentlich-rechtlichen Funkhäusern stellen sie die gleiche Frage: Wie divers seid ihr eigentlich selbst?

### Manuskriptauszug der Interviews ...

#### ... in Berlin und Köln bei Deutschlandradio

**Autor:** Gut jeder vierte Mensch in Deutschland hat eine Migrationsgeschichte. Doch die Erhebungen der letzten Jahre zeigen: In den Redaktionen findet sich diese Vielfalt kaum. Schätzungen gehen von gerade mal 2 bis 3 Prozent aus.

**Stefan Raue:** Das kann mich nicht zufriedenstellen. Das stellt auch niemanden zufrieden.

**Autor:** Sagt Stefan Raue, Intendant Deutschlandradio.

**Stefan Raue:** Und deswegen müssen wir schauen, dass wir uns vor allen Dingen öffnen, dass wir aufhören, closed shop zu sein, keine Wände hochziehen, dass wir raus aus den Funkhäusern kommen, dass wir uns den Communities nähern, die dort leben und existent sind, das ist der wichtige Punkt.

#### ... in München beim Bayerischen Rundfunk

**Autor:** Die Wirklichkeit sieht einstweilen anders aus: hierarchisch, bürokratisch und nicht selten stereotyp, finden Nabila Abdel Aziz und Malcolm Ohanwe, Mitarbeiter\*innen des Bayerischen Rundfunks, die wir in München treffen.

**Nabila Abdel Aziz:** Es gibt halt immer so eine Persona\*, die du ansprichst. Und das ist wirklich ein Riesenproblem, weil immer, wenn über Zielgruppen gesprochen wird, immer wenn Themenvorschläge da sind, gesagt wird: Ja, und passt das zu Sabine, 33? Und ich denke mir so: Eh, muss das zu Sabine, 33 passen? Ist jeder Sabine, 33? Also es gibt nicht eine zweite Person, es gibt keine Selma, 33 oder so. Es gibt immer nur die Sabine.

**Autor:** Und nicht alle fühlen sich wohl mit Sabine, 33.

**Malcolm Ohanwe:** Ich fühle mich wie ein Fehler im System, wie ein glitch, wie ein Computer, der ganz kurze Programmfehler hatte, und dann bin ich da drin gelandet. Aber dieses System ist nicht für mich vorgesehen, die Strukturen sind nicht für mich gemacht. Es sollte eigentlich nicht sein, dass ich da bin, wo ich bin.

Lorenz Rollhäuser, freier Featureautor und Hadija Haruna-Oelker, freie Journalistin und Moderatorin

\* Personas sind fiktive Personen, die für bestimmte Zielgruppen stehen, wie hier Sabine, 33.



Deutschlandfunk Kultur, 6-teilige Reihe „Wortewandel – Sprache ohne Rassismus“

## SPRACHE OHNE RASSISMUS

People of Color, afrodeutsch, Schwarz mit großem S geschrieben – das sind nur einige der Begriffe, mit denen Menschen sich selbst beschreiben und bezeichnen. Für andere hingegen wächst die Unsicherheit, wenn es darum geht, die „richtigen“ Begriffe zu verwenden.

Wer bezeichnet wen als was? Jahrhundertlang haben Mehrheitsgesellschaften entschieden, wie Menschen genannt werden, die zu Minderheiten gehören, die vermeintlich „fremd“ oder „anders“ sind. Doch schon lange gibt es Widerstand gegen diese Fremdzuschreibungen. Für viele, die von Rassismus betroffen sind, sind selbst gewählte Begriffe Teil ihrer Selbstermächtigung: Sie fordern eine Debatte auf Augenhöhe.

Wir wollen diese Stimmen hörbar machen in einer Serie: „Wortewandel – Sprache ohne Rassismus“. Neun ganz verschiedene Ansichten darüber, wie Menschen sich selbst bezeichnen und warum.

### PoC, BPoC, Brown People

In der Rassismusdebatte kommt man inzwischen kaum noch an Abkürzungen vorbei: PoC für Person/People of Color und BPoC für Black and People of Color. Doch auch hier gilt: Nicht alle verwenden diese Selbstbezeichnungen.

### Schwarz, afrodeutsch, afrodiasporisch

Afrodeutsch – für manche ist dieser Begriff längst überholt, andere verwenden ihn immer noch ganz bewusst. Ist afrodiasporisch eine Alternative? Und: Wieviel Selbstermächtigung steckt im großen „S“ von Schwarz?

Wie wir reden zeigt, wie wir denken.  
Wie dekolonisieren wir unsere Sprache?  
Wie wollen wir selbst genannt werden, wie nennen wir andere? In unserer Serie „Wortewandel – Sprache ohne Rassismus“ erklären Menschen, wie sie sich selbst bezeichnen und warum.



### Intersektional

Eine Frau kann rassistisch diskriminiert werden, und zugleich auch noch wegen ihres Geschlechts: Intersektionalität beschreibt die Überschneidung und Gleichzeitigkeit von verschiedenen Diskriminierungsformen. Der Begriff wird häufiger verwendet – aber auch kritisch gesehen.

### Migrationshintergrund

Der Begriff „Migrationshintergrund“ war mal in aller Munde, doch das hat sich geändert. Für manche klingt er heuchlerisch, weil wir ihn bei Briten oder Franzosen nicht anwenden. Für andere verweist er auf ein positives Alleinstellungsmerkmal.

### Ausländer, Kanake, Kanak

Feridun Zaimoğlu hat das K-Wort mit seinem Buch „Kanak Sprach“ in die deutsche Hochkultur eingeführt, davor war es lange ein Tabu-Begriff. Doch nun taucht das K-Wort wieder häufiger auf – zum Beispiel bei der Rapperin Ebow.

### Weiß

Über Rassismus und Sprache zu reflektieren heißt auch, über das Weißsein nachzudenken. Kann eine privilegierte Position eine Art Verpflichtung sein, sich besonders nachhaltig zu engagieren im Kampf gegen Diskriminierungen?







**Wir möchten mit Ihnen diskutieren: Wie nehmen Sie Rassismus in den Medien wahr und was müsste sich in Zeitungen, Radio und Fernsehen ändern?**

 Gefällt mir  Kommentieren  Teilen

Deutschlandfunk, @mediasres, neuer wöchentlicher Medienpodcast

## NACH REDAKTIONSSCHLUSS

Die Kolonialzeit ist längst vorbei. Aber Bilder und Stereotypen aus dieser Epoche tauchen immer noch in den Medien auf. Sie finden sich im mitleidigen Unterton, wenn es um Schwarze geht oder in der Stigmatisierung von Menschen mit Migrationshintergrund als kriminelle Bedrohung. Wie kann es Journalistinnen und Journalisten gelingen, nicht in die Rassismus-Falle zu tappen? Wo beginnt Rassismus in der Sprache? Wäre es sinnvoll, die Nationalität von Tatverdächtigen weitestgehend aus der Berichterstattung herauszulassen? Und warum sind die Redaktionen immer noch wenig divers aufgestellt, obwohl in Deutschland mehr als jeder vierte Mensch einen Migrationshintergrund hat?

Bettina Schmieding, Redakteurin @mediasres, Deutschlandfunk

Im Medienpodcast „Nach Redaktionsschluss“ diskutieren unsere Hörerin Zühriye Beyazit und Podcaster Malcolm Ohanwe über Rassismus in den Medien.

**Christoph Sterz:** Ich habe mich verabredet mit Malcolm Ohanwe und mit Zühriye Beyazit, damit wir über ein Thema sprechen, um das viele sonst sehr gerne einen möglichst weiten Bogen machen. Wir sprechen über Rassismus. Weil wir hier beim Medienpodcast vom Deutschlandfunk sind, sprechen wir über Rassismus in den Medien. Und wir haben vorher bei Instagram unsere Userinnen und User gefragt, ob sie uns ihre Gedanken schicken wollen. Das hat unsere Hörerin Zühriye Beyazit gemacht. Sie hat uns bei Instagram geschrieben und später hat sie sich noch einmal hingesetzt und hat uns eine ziemlich lange E-Mail geschickt.

**Zühriye Beyazit:** Also, ich bin Muslimin. Ich bin Deutsch-Türkin, bin hier aufgewachsen in Essen, geboren auch hier in Essen mit türkischen Eltern. Und natürlich bin ich in den Medien. Wenn es um Nachrichten geht, die mich betreffen, oder um die türkische Community, muslimische Community, fühle ich mich, auch wenn ich davor wegrennen möchte, dann doch betroffen. Was ich bemerkt habe, ist, dass seitdem 9/11 passierte, dass da extremer medialer Druck ist, der auf Muslime ausgeübt wird und dass die muslimische Community, eine Minderheit davon, die sich Dschihadisten nennen oder sich als Extremisten darstellen, dass darüber mehr berichtet wird als über jemand wie mich zum Beispiel. Oder über meine Freunde, meine Umgebung, die eigentlich ganz gut integriert sind, vor denen man überhaupt keine Angst haben muss, die die Mehrheit darstellen. Aber in den Medien wird das immer aufgegriffen, was ja eigentlich mit so einer Pinzette rausgezogen wird. Und wirkliche Vertreter kommen auch kaum zu Wort. Also, mit 9/11 hat das begonnen, finde ich, das ist jetzt meine These oder meine Beobachtung. Und mit der Flüchtlingspolitik seit 2015 wird die Kraft immer deutlicher, dass die Medien immer einseitig berichten und kaum positive Berichterstattung machen über Flüchtlinge oder über Muslime.

**Christoph Sterz:** Wie genau sieht das „einseitig“ aus?

**Zühriye Beyazit:** Wenn ich jetzt pauschal sage, alle Medien, wäre das natürlich nicht korrekt. Da müsste ich differenzieren, zwischen denen, die sich dem Populismus bedienen, aber die auch den

Mainstream dann lenken können, wie beispielsweise Dokumentationen über Dschihadisten oder Dokumentationen über IS-Kämpfer abends beispielsweise.

*Einspieler Hörbeispiel: „Bisher sind es etwa 750 junge Franzosen, die in den Reihen der Dschihadisten in Syrien und im Irak kämpfen oder gekämpft haben. Holt unsere Söhne aus Syrien, fordern Familien, deren Kinder in den Dschihad gezogen sind und nie zurückkehrten.“*

**Zühriye Beyazit:** Da setzt man sich hin, will ein bisschen ausruhen. Und dann hat man bei ARD, ZDF oder wo auch immer, eine Doku über genau diese Gruppen, die eine Gefahr darstellen, für jeden, selbst für mich. Die Gefahr, die ist groß. Aber die geht nicht von mir aus. Und wenn ich dann draußen bin und wegen meiner Kopfbedeckung oder wegen meines Glaubens irgendwie benachteiligt werde oder Leute treffe, die benachteiligt werden, dann trifft mich das schon. Und da gebe ich den Medien die Schuld, natürlich. Wenn Medien differenzieren würden, dann würden die Menschen und die Zuschauer, die Zuhörer das auch besser nachvollziehen können.

**Malcolm Ohanwe:** Also grundsätzlich ist es immer schwierig, von „die Medien“ zu sprechen. Da muss man vorsichtig sein. Das machen auch ganz gerne die Leute, über die sich Zühriye zurecht beschwert, also auch Rechte und Nazis reden immer von den Medien. Aber selbstverständlich ist es so, dass viele Fernsehsender, Radiosender, Beiträge ständig wahnsinnig rassistische Bilder jeden Tag aufs Neue

produzieren von Menschen, die nicht als deutsch oder weiß wahrgenommen werden. Und das hat ja auch lange Geschichte. Es gibt ja einen Grund, warum es die „Kanackische Welle“ gibt, weil es natürlich wichtig ist, über Sexismus zu sprechen in muslimisch geprägten Communities. Aber erst mal muss die Menschlichkeit da sein. Menschen, die muslimisch markiert sind oder die schwarz sind oder die jüdisch sind oder die Roma und Sinti sind oder in irgendeiner Form nicht dem ultimativen deutschen Bild entsprechen, haben keine Würde und haben keine Menschlichkeit. Und es geht immer nur, vor allem bei muslimischen Menschen und auch bei vielen nicht-weißen Personen, um defizitäre Dinge, defizitäre Kultur. Alles, was dort so schief läuft. Diese Dinge kannst du nicht kritisieren, wenn man nicht auf Augenhöhe ist und wenn man nicht erstmal die Menschlichkeit anerkennt.





## **AUSBLICK AUF DER SUCHE NACH DEM „WIR“**

Sie haben gewählt: „Auf der Suche nach dem ‚Wir‘“ ist das Thema der Denkfabrik 2021.

Wenn sich eine Gesellschaft nicht mehr auf grundlegende Werte einigen kann, entzieht sie sich selbst den Boden – sei es in der analogen Welt oder im digitalen Raum. Wenn wir uns nicht mehr einig sind, was wahr und was falsch, was gut und was böse ist, dann können wir uns nicht mehr sinnstiftend miteinander auseinandersetzen. Wie viel Differenz halten wir aus und wer baut Brücken für den notwendigen Diskurs und Zusammenhalt?

Wir freuen uns auf den Austausch mit Ihnen!





Deutschlandradio  
Körperschaft des öffentlichen Rechts  
Raderberggürtel 40, 50968 Köln

